

Daheim



Schwedisches Mädchen • Gemälde von Felix Krause

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 • Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.

Kluge Frauen schlafen gern -

Sie wissen genau, daß der Teint Ruhe und Schlaf nötig hat. Jede Frau wirft nach einer durchtanzten Nacht einen besorgten Blick in den Spiegel. Selbst wenn sie zugibt, wie schön es war, weiß sie doch, daß ihr Aussehen durch das Fehlen des Schlafes gelitten hat. Aber nicht nur Schlaf allein brauchen Frauen, auch Pflege des Teints während der Nacht. Gerade in den Stunden der Entspannung arbeitet Elida Coldcream, wirkt neu belebend. In der Tat bewacht sie Ihren Teint über Nacht.

Iris Arlan
Phot. Schneider
Berlin



2
CRÉMES
müssen es
sein

um frisch
und schön zu sein

muß der Teint nicht nur bei Nacht ausruhen und sich durch Elida Coldcream erneuern, sondern er muß zu jeder Stunde des Tages geschützt werden.

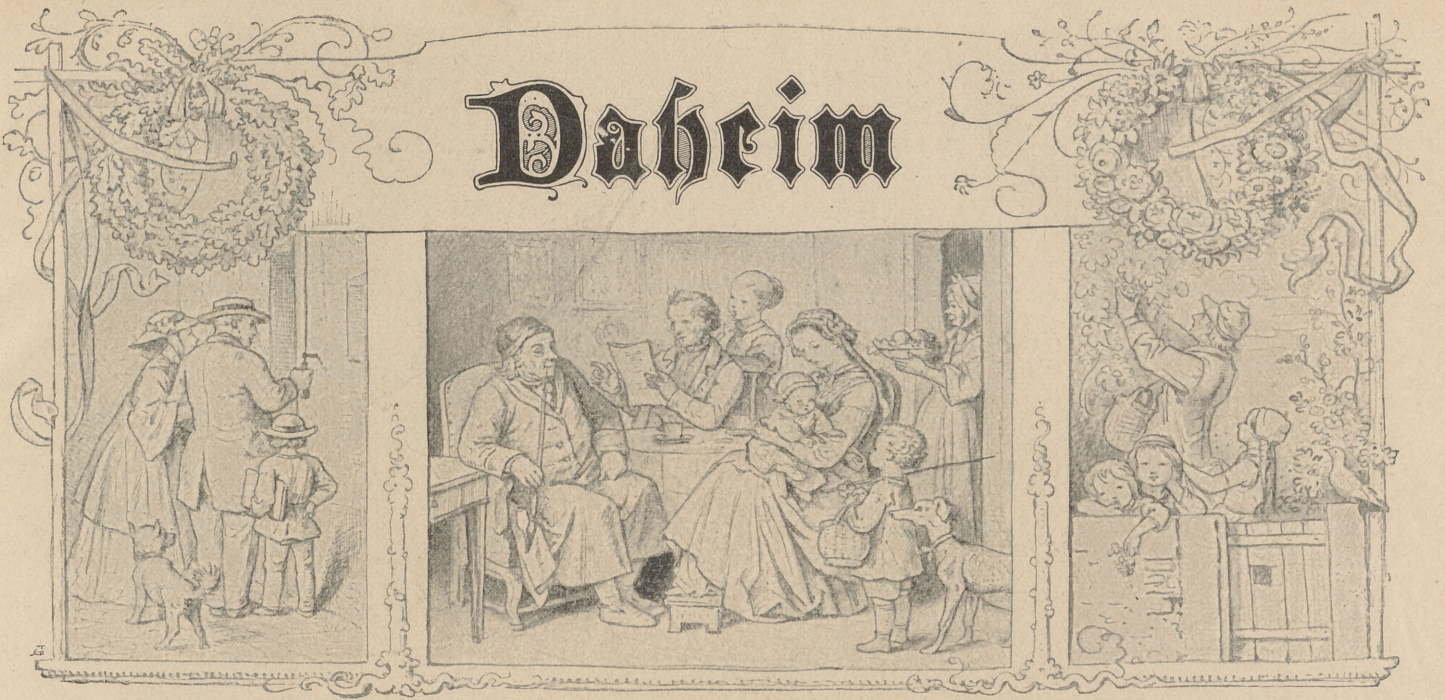
Elida Jede Stunde Creme zieht sofort in die Haut ein, hinterläßt eine hauchdünne, schützende Schicht, die scharfe Luft und allzu grelle Sonne abhält und die Bildung von Fältchen verhindert. Sie wurde von tausenden Damen als die beste Creme der Welt gewählt. Ihre Heilwirkung ist überraschend. Sie gibt der Haut das alabastergleiche, matte Aussehen. Sie ist eine ideale Unterlage für Puder, den viele Frauen nicht missen wollen.

ELIDA CRÉMES

Tube M. 1.-
Tiegel M. 1.50

Elida Jede Stunde Creme gibt Ihnen die Sicherheit, mit der Sie frisch und froh Ihr Leben in der freien Luft genießen können.

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 18

28. Januar 1928

Aus der Zeit für die Zeit



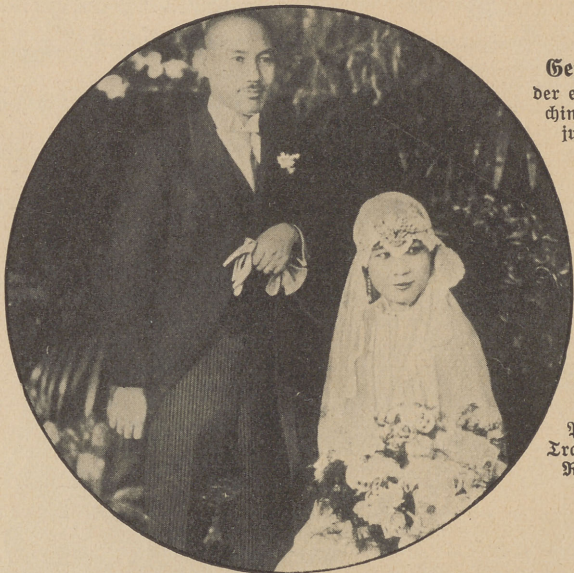
Eisberge auf der Elbe.

Eisstockungen haben bei Wittenberge das Treibeis meterhoch aufgeschichtet. (P. Lamm.)



Trauung auf Westerland-Sylt.

Nach vielen Jahren wurde kürzlich zum erstenmal wieder eine Hochzeit nach alter Sitte in Friesentracht gefeiert. (M. Groß.)



Links:

General Tschiang-Kai-Schek,
der ehemalige Führer der nationalen
chinesischen Streitkräfte, mit seiner
jungen Frau Mei-Ling-Soong.
(R. Sennecke.)



Rechts:

**General Carlos Ibanez
del Campo,**
Präsident von Chile, nach der
Trauung mit Gracida Velasco im
Regierungspalast zu Santiago.
(R. Sennecke.)



Zwischen Winter und Frühling.

Die Bob-Kennbahn in Krummhübel, die durch das milde Wetter aufgeweichte, wird für die deutsche Juniorenmeisterschaft im Fünferbob mit Eisblöcken ausgebeffert. (Photothef.)



Reichswehrminister Dr. Gehler
trat zurück.
(S. Wolter.)



Konferenz der Ministerpräsidenten der deutschen Länder im Kongreßsaal der Reichstanzlei.
Zur Verhandlung stehen Sparsamkeitsmaßnahmen, Verwaltungsreformen und die Beziehungen zwischen Reich und Ländern. (S. Wolter.)

Tausend Jahre Meißen.

In römischer Zeit haben germanische Stämme im Elbtal gesessen. Später besiedelten Wenden das Land, und erst im 10. Jahrhundert drangen die Deutschen wieder an den Strom vor. Als Heinrich I. vor nunmehr einem Jahrtausend den Grund zur Burg Meißen legte, hat es sich zunächst nur darum gehandelt, die Slawen tributpflichtig zu machen. Das sollte durch eine Reihe starker Militärposten am hohen Rand des westlichen Elbufers erreicht werden. Die neuen Burgen wurden kriegserfahrenen Männern anvertraut. Deutsche Siedler aber folgten ihnen noch nicht nach; deutsche Reichsgrenze blieb vorerst die Saale. — Kaiser Otto I. unterwarf die Slawen und schuf die drei Marken Merseburg, Zeitz und Meißen. Im Jahre 968 begründete er das Bistum in Meißen, um die Christianisierung des Landes durchzuführen. Aus Thüringen und Franken kam die Ritterschaft, die in harten Kämpfen mit böhmischen und polnischen Fürsten die Mark verteidigte. 983 ging Meißen den Deutschen verloren und erst vier Jahre später konnte es zurückerobert werden. Nach fünf Jahren fielen die Befestigungen von neuem in Feindeshand, der ganze Ort wurde im Jahre 1015 in Brand gesteckt, später von Konrad II. wiedererobert, am Ausgang des Jahrhunderts noch einmal bedroht. Dann erst trat Ruhe ein, und nun gelang in rastloser Arbeit die Kolonisation des Landes. Wie vorher die Ritter, so kamen auch die deutschen Bauern vorwiegend aus Franken und Thüringen, einzelne Gruppen auch aus Niedersachsen und sogar aus den Niederlanden. Ende des 13. Jahrhunderts war die Besiedlung durchgeführt. Die Slawen verschwanden aus dem Elbtal, ohne daß eine gewalttätige Vertreibung stattgefunden hätte.

Als ältester Bau in der Stadt Meißen gilt die Andreaskapelle, die 1269 vollendet wurde. Sie gehört der Frühgotik an. Um dieselbe



Blick auf das 1000 jährige Meißen mit der Albrechtsburg. Oben: Der aus dem Jahr 1274 stammende Dom. (Photothek.)

Zeit wurde der Dombau begonnen, nachdem das ursprüngliche Domgebäude durch eine Feuersbrunst zerstört worden war. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts dauerte der neue Bau, das früheste Beispiel eines Hallenbaues in den Elbgebieten. Der Chor ist nach 1270 entstanden, das Langhaus wurde in den Jahren 1312 bis 1342 aufgeführt. Da rals entstanden auch die Statuen, die jetzt im Chor und in der Johanniskapelle stehen, darunter die Standbilder des Kaisers Otto mit seiner Gemahlin Adelheid. Die jüngste Forschung hat aber diese beiden Statuen auch als Darstellungen des prachtliebenden Markgrafen Heinrich von Meißen und der Markgräfin Elisabeth angesprochen. Heinrich residierte in Meißen; er wurde bekannt als der Minnefänger, den Walter von der Vogelweide kurzweg den Mizenäre, das heißt den Meißener, nannte.

Auch über den stolzen Dom zogen die Wetterwolken des Schicksals. Im Jahre 1547 zerstörte ein Blitzschlag die beiden alten Westtürme. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts sind sie erneuert worden. — Die Meißener Fürsten-

burg neben dem Dom hat 1676 den Namen Albrechtsburg erhalten; zweihundert Jahre vorher war ihr Bau begonnen worden. In der Albrechtsburg hat lange Zeit die berühmte Meißener Porzellanfabrik Aufnahme gefunden, bevor im Triebischthal besondere Fabrikgebäude für sie errichtet wurden. Ein drittes Bauwerk, das ebenso wie Dom und Albrechtsburg ein Wahrzeichen Meißen's wurde, ist die Fürstenschule, zu Luthers Zeit gegründet, eine berühmte Pflanzstätte humanistischer Bildung. Aus ihr sind die Dichter Gellert, Rabener und Lessing hervorgegangen.

Zu Füßen des Burgfelsens und der anschließenden Höhen war Meißen in seiner Entwicklung auf einen beschränkten Raum angewiesen. Noch heute zeigt die Stadt in trummen Gassen viel Altertümliches. Besonders aber ist die Gesamtansicht von hoher malerischer Wirkung. Auch die reizende landschaftliche Umgebung besitzt eine große Anziehungskraft, so daß Meißen, die Tausendjährige, unter allen kleineren Städten Sachsens wohl die meistbesuchte ist. M.

Rohkost-Ernährung. Von Martin C. Schlosser.

Ist es sehr gefährlich, im Daheim für die Pflanzkost einzutreten? Ist es im Verlauf des letzten Menschenalters schon öfters geschehen? Mit welchem Erfolg? Ist es zu gereizten Auseinandersetzungen gekommen? Haben die Fürsprecher der Tiernahrung das Feld behauptet? Wie hat sich die Hausfrau äußert?

Ich würde wahrscheinlich gar nicht den Mut haben, mich mit den folgenden Ausführungen an die Daheimleser zu wenden, wenn ich die Antwort auf obige Fragen wüßte.

Die Erfahrungen der Ärzte sind ja auch auf dem Gebiet der Ernährung heute viel größer und reicher als vor zwanzig, dreißig Jahren, wo die ersten Gruppen von „Vegetarianern“ den Spott der Witzblätter und die Verachtung aller Köchinnen, die nicht gern nachdenken wollten, herausforderten. Auch die Küchenchemie hat inzwischen Nutzen gezogen von den Fortschritten der Wissenschaft. Es gibt heute keine Mutter mehr, die — wie noch zum Beginn des Jahrhunderts — ihrem Säugling, den sie nicht selbst nähren kann, als einzige Nahrung eine im Soxhlet-Apparat totgekochte Milch bietet (denn die Sforbut-Erkrankungen mit der jahrzehntelangen nachwirkenden Schädigung des Gesamtorganismus der bei aller Liebe und Sorgfalt mißhandelten Kinder haben damals gar zu großes Entsetzen erregt).

In meinem Hause gibt es gemischte Kost. Überzeugte „Vegetarianer“ mögen mich darum schelten. Ich will bekämpfen die Gründe eingestehen. Der stichhaltigste ist der: meiner Frau würde jede Köchin davongelaufen sein, wenn das Fleisch völlig aus der Küche verbannt worden wäre; die Hausangestellten bekommen also an Tagen, an denen die „Herrschaft“ sich lediglich von Pflanzkost ernährt, nach wie vor ihr Stück Fleisch zu Mittag und ihre über alles geliebten Würstchen zum zweiten Frühstück und zum Abendbrot, denn sie sind und bleiben unbelehrbar und legen ihren Arbeitgebern den Verzicht auf Fleisch lediglich als Geiz aus.

Freund der Rohkost-Ernährung, die bei uns jetzt beim Frühstück und beim Nachtessen strikte durchgeführt wird, bin ich lediglich dadurch geworden, daß meine Frau vor Jahren einmal anfang, an Stelle des mich schon schrecklich langweilenden Berliner Abendbrot — Wurst, Ei, Käse, Butter, Brot — immer neue Salate auf den Tisch zu bringen, die viel Abwechslung boten und mir ausgezeichnet mündeten. Es waren Salate von ungekochten Gemüsen. Die Rezepte dazu stammten von Bekannten, die ihre Ferien in Reform-Kurhäusern zugebracht hatten und begeistert von der gesunden und schmackhaften Pflanzkost waren, die ihnen dort vorgelegt worden war. Nur „späteshalber“ richteten wir unsere Früh- und Abendmahlzeit nun immer mehr nach den neuen Zeitfäsen ein. Und allmählich kam auch ein System hinein. Wir wollten nun durchaus keine Wanderprediger eines allein glücklich machenden Ernährungssystems werden. Aber daß wir alle — drei Generationen nehmen bei uns an der neuen Kost teil — uns sehr wohl dabei fühlten und fühlen, daß „Dma“, die jahrelang an quälender Stuhlverstopfung gelitten hat, wovon sie weder Mineraluren, noch Massage oder sonstige Hilfsmittel befreiten, ihre Leiden losgeworden ist, daß die Kinder gedeihen, daß wir alle gesunde Farben haben, daß ich meinen Bauchspeck verloren habe und die Damen meines Hauses um ihre „moderne Linie“ beneidet werden, das müssen wir doch wohl dem Umstand unserer gesundheitsmäßigen Ernährung, vornehmlich der Fleischein-schränkung und der Pflanzkost zuschreiben.

Wir haben uns inzwischen die Erfahrungen aus verschiedenen Kuranstalten zunutze gemacht — auch die Rezepte. Mehrere vegetarische Salate, die u. a. bei uns gereicht wurden, wenn wir Tischgäste hatten, errangen eine gewisse Berühmtheit als Spezialität unserer Küche. Nun läßt sich der unverdiente Ruhm aber nicht länger aufrechterhalten: soeben ist im Züricher Wendepunkt-Verlag ein kleines Heft-

chen erschienen, „Früchtespeisen und Rohgemüse“, das alles verrät. Verfasser ist Dr. med. M. Bircher-Benner. Und dessen Schwester, Frau Berta Brupbacher-Bircher, die einem Sanatorium vorsteht, hat im gleichen Verlag das umfangreiche „Wendepunkt-Kochbuch“ herausgegeben, das 545 fleischlose Rezepte und 337 Speisezetteln enthält. Letzteres Buch dient einer Hausfrau, die wie die meinige sich mit gemischter Kost abfinden muß, als vorzügliche Anregung. Ebenso wie das im Verlag Emil Pahl, Dresden, erschienene „Die Küche der Zukunft auf fleischloser Grundlage“. Das genannte Heftchen aber ist von Nutzen für jeden, der sich zunächst einmal darüber unterrichten will, wie so eine Ernährung mit ungekochten Speisen denn überhaupt vor sich gehen soll.

Das Nahrungsmaterial besteht, je nach der Jahreszeit, aus Obstfrüchten, Beerenfrüchten, frischen und trocknen Südfrüchten, Gemüsesfrüchten, Blattgemüse, Wurzelgemüse, Blüten-gemüse (Sargel, Blumentohl), Hülsenfrüchten, Mehlfrüchten (Weizen, Hafer, Mais, Reis), Nüssen, Mandeln, Oliven (Olivenöl), pflanzlichen Gewürzen (Kümmel, Fenchel, Kapern), Milch, Milchprodukten, Eiern und Bienenhonig. Wir sind inzwischen tatsächlich so weit gekommen, daß wir etwa 50 v. H. unserer täglichen Nahrung im rohen Zustand genießen. Einmal, weil wir, wie gesagt, Geschmack daran gefunden haben, dann aber auch, weil wir der Lehre der Chemie glauben, daß die für die Gesundheit des Körpers so außerordentlich wichtigen Vitamine beim Kochen und Braten, beim Sterilisieren und Pasteurisieren und beim längeren Lagern verloren gehen. Aber man stelle sich, bitte, meine Familie nun nicht etwa so vor, wie der Simplizissimus den „gottfried nagel“ abkonterfeien würde: im nassen Grase sitzend, im Begriff, einen Blumenkohlkopf oder eine Kohlrübe anzuknabbern. Nein, unsere Gemüseplatten sehen — schon durch die bunten Farben des Materials und die Anrichtung — sehr lecker aus. Die Karotten sind mit der feinen Raffel gerieben, das Weißkraut ist fein geschnitten oder mit dem Gurkenhobel gehobelt. Über die beiden Rohgemüse ist eine sehr schmackhafte Salatsauce gegossen, die aus etwas Olivenöl, frischem Zitronensaft, einem Teelöffel Rahm, einer Teelöffelspitze Honig, ganz wenig Schnittlauch, Petersilie, Zwiebel und Küchenkräutern hergestellt ist. Salz wird nicht zugelegt. Essig gibt es fast nie. Eine andere Gemüseplatte bringt Blumenkohl und Tomaten, eine weitere Sellerie und Rotkraut, wieder eine andere Kohlrabi — oder Rettiche, Rote Rüben, Gurken, Spinat, Lauch, Kohl. Und meist ist die Platte garniert mit Kopfsalat, Endivienalat, frischer Gurke, Radieschen. Zuweilen gibt's auch Salat in Mayonnaise (50 Gramm Olivenöl läßt man zu einem Eigelb tropfenweise hinzufließen und rührt, bis sich die Flüssigkeit verdickt; ein Teelöffel Zitronensaft, eine Prise Salz, Zucker und feingewiegte Würzkräuter werden darin vermengt). Eine solche Gemüseplatte bildet bei uns das Hauptgericht einer Abendmahlzeit. Voraus geht ein Gang Früchte, natürlich auch roh, je nach dem, was der Markt aufweist, also gegenwärtig Äpfel und Nüsse, Apfelsinen, Pampelmus, Bananen. Es gibt außerdem Schrotbrot und Quarkkäse.

Die erfahrene Hausfrau wird erkennen, daß keine sonderlichen Erparnisse am Wirtschaftsgeld gemacht werden können, wenn sie die Rohkost teilweise in ihren Speisezetteln aufnimmt. Aber — Ärzterechnungen und Kuraufenthalte sind noch erheblich teurer.

Ich freue mich darüber, wenn die Daheim-Schriftleitung diese meine Anregungen ihren Lesern unterbreitet. Es werden wohl die Entgegnungen nicht ausbleiben. Aber auch auf Zustimmung hoffe ich. Vieler Ergänzungen bedarf das Thema ja noch; allein ich konnte doch hier, des beschränkten Raumes halber, nur ein paar Winke geben.

Immerhin: der Ball ist in die Luft geflogen — wer fängt ihn auf?

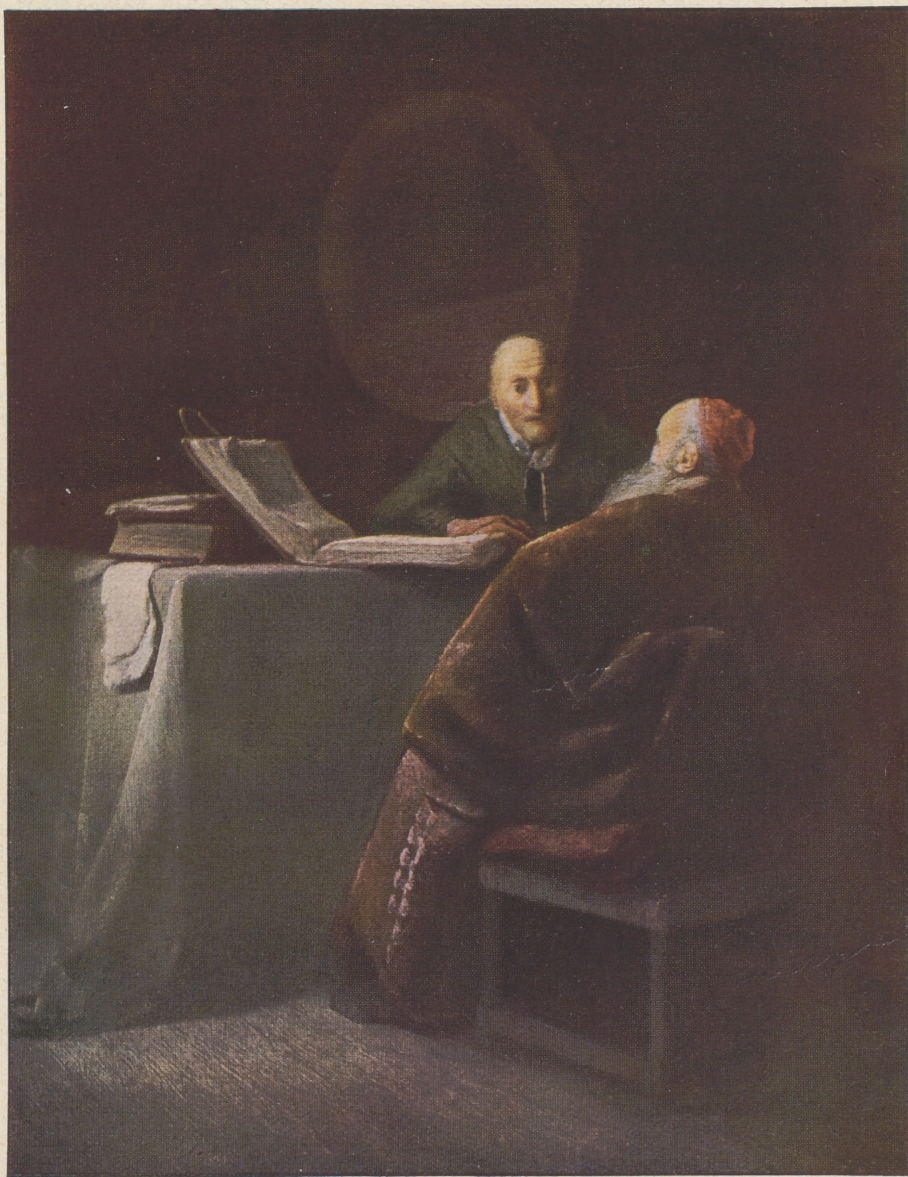
Die Waisenkinder von Böttesfür

Roman von Marie Diers

3.

Das war denn alles soweit gut. Raspe war über seine Bedenken hinüber, denn ganz richtig macht es ja doch kein Mensch, und wenn, dann nur durch Zufall, oder besser gesagt: weil Gott manchem im Schlafe gibt, was er den Hastenden und sich Abmühenden dauernd versagt. Er war auch über seine Frau hinüber, was mindestens ebenso schwer war, und

Borchert dachte, der Bürgermeister käme wieder nach neuen Eingängen, obwohl er erst gestern danach hier war. Oder vielleicht hatte Lise etwas verkehrt gemacht? Er war durchaus nicht abgeneigt, seiner Tochter Dummheiten zuzutrauen. Das alles erschwerte die Sache umgehend. Es war gar nicht zu überwinden, daß sich Raspe, als er etwas holperig damit heraustrat, selber ein bißchen albern vorkam.



Die beiden Gelehrten. Gemälde von Rembrandt.
(Berlin, Sammlung Wolfgang Huck.)

dabei half er sich mit einem groben, angriffslustigen Ton, nannte Jenny eine eingebildete Pute, die das Waisenhaus nur zum Fußschemel ihrer Eitelkeit machen wolle, so daß Meta vor entsetztem Erstaunen den Boden unter den Füßen verlor und ganz hilflos wurde. Aber wie er nun dachte, er hätte die Sache geschafft und das übrige sei nur noch ein Vergnügen, die alten Borcherts würden die Ehre zu schätzen wissen, und die Lise werde höchstens den Größenwahn bekommen, da stand die Karre schon wieder einmal still, und zwar diesmal so fest, daß es schien, wenn er sie weiterstoße, werde sie gänzlich umkippen, und alles war vorbei.

Er sprach natürlich zuerst mit den Eltern. Diesmal war der Vater im Laden, die Lise im Stall und molk die Kuh, denn sie hatten eine kleine Aderbürgerwirtschaft. Es regnete nicht. Es stand auch kein zerlumptes Bürschchen am Ladentisch. Es war taghell, und eine nüchterne Stimmung lag in der Luft.

Der alte Papierverkäufer konnte auch erst die Geschichte nicht recht erfassen. Er öffnete den Mund und hielt seine Hand ans rechte Ohr. Ob seine Tochter — ja, also gehört hatte er richtig, aber es war doch wohl nicht menschenmöglich —

„Herr Bürgermeister,“ sagte er, „das ist doch wohl ein Versehen. Herr Bürgermeister sind hier noch fremd. Sie meinen wohl eine andere. Unsere Lise doch man nicht. Die ist ja selbst noch ein dummes Görr. Die kann doch im Leben — nein, Herr Bürgermeister irren sich da ganz gewiß in der Person —“

Was sollte Raspe dieser vollständigen Fassungslosigkeit gegenüber sagen? Was anführen? Das Erlebnis mit dem kleinen Fritz Moll und der Ladentasse —?

„Herr Borchert,“ sagte er, „die Sache liegt allerdings verwickelt und ein wenig seltsam. Ich verstehe ja Ihr Erstaunen. Ich irre mich übrigens nicht. Es kommt hierbei

weniger auf das Alter an als auf andere Eigenschaften, und die habe ich, kraft meiner Welt- und Menschenkenntnis, in Ihrer Tochter gefunden.“

Er mußte jetzt etwas prahlen und sich aufs hohe Pferd setzen. Der Ton machte vielleicht einigen Eindruck auf den Mann, trotzdem sah er noch außerordentlich unglaublich aus. „Es ist doch wohl nicht gut möglich, Herr Bürgermeister. Wann soll denn das gewesen sein?“

„Gestern, Herr Borchert. Bei einer kurzen Unterredung, die ich mit ihr hatte. Sie leben in kleinstädtischen Begriffen, da können Sie das nicht so schnell verstehen. Ich bin gewohnt, mir ein rasches Urteil zu bilden.“

„Und da meinen Sie —“

„Ja, da meine ich, daß Ihre Tochter sich für das Waisenhaus eignet. Ich werde natürlich ein Auge darauf haben.“

„Aber Herr Bürgermeister, wir brauchen ihr doch fürs Geschäft.“

Unterdessen kam die Mutter herein. Es waren beides schon alte Leute. Lise war das jüngste Kind, alle anderen waren längst verheiratet, selbständig, in der Welt zerstreut.

Die alte Frau hatte ein schwarzes Tüchlein über dem weißen Haar, sah verarbeitet aus. Aber dabei frisch und wohlgemut, unterseht und behaglich, mit ein Paar grellblauen Augen, aus denen die junge Lise einen anguckte. Vielleicht sah die einmal so aus, als alte Waisenumutter — und zum Schaden wäre das nicht.

Sie hatte wohl gemerkt, daß man von Lise redete.

„Wat sall't denn mit de Diern?“ fragte sie auf plattdeutsch ein bißchen mißtrauisch.

Nun brachten ihr die Männer das bei, der alte Borchert noch immer mit dem unglaublichen Staunen im Blick und Stimme, Raspe ein wenig überstürzt, befehlshaberisch drängelnd, um über die Verlegenheit wegzukommen.

Die Mutter stand, beide Hände auf den Ladentisch gestützt und von einem zum andern schauend mit ihren klugen, hübschen Augen. Dann ging es wie Schelmerei durch ihr Runzelgesicht.

„Nee, so wat har't mi doch nich drömt, so 'ne Ihr för de Diern. Awer Badding, wenn de Herr Buhrmeister mit sien Menschenkenntnis dat in ehr seihn dät, wat hei seggt, dann sall hei't man versöken. Geiht nich, denn möt sei't wedder laten.“

„Mutter, dat is doch man bloß Spöleri.“

„Ach wat,“ sagte sie, „Spöleri is dat gahnze Låben. Wenn der Herrgott sien Sågen dortau giff, denn geht allens, denn kann ook ne oll dumm Diern 'n ganzen Håmpel Tungs un Måtens unnerkriegen, un dorför is jo Lise ümmer west. Un giff de Herrgott sien Sågen nich, so kahnst Professors un Doktors un Generals un Prinzen hentstellen, dann giff nicks as Untüg. Dat weiten wi int Geschäft, un dat weiten wie bi't Heuraten, un dat weiten wi bi't Rinnerkriegen, un bi't Kriegsführen un bi allens. Awer, Herr Buhrmeister, wenn't nich geht: Lise ward ehr Schacht denn jo krågen, åwer Sei kriegens ook, wenn ook nich mit 'n Ellenmaß oder mit Badding sien Holtstüften up'n Pudel. Sei kriegen's man unsichtbar. Awer weih deiht' ook.“

„Ja,“ dachte Raspe. „Recht hat die olle Fru. Kern und Stern ist drin in dem, was sie sagt. Wenn's schief geht, kriegt Lise ihre sichtbaren Prügel und ich meine unsichtbaren. Verdamm't weh tun beide.“

Doch der Vater konnte noch nicht so schnell aus seinen altgewohnten Gleisen.

„Das geht ja heil und deil den ganzen Tag nicht an,“ stöhnte er. „Das gibt Getu' und Gemach' und unnükes Gered' in ganz Bötjesüer. Wir machen uns ja zu'n Narren mit der Diern, Mutter. Du bist auch immer gleich aus'n Schornstein 'raus. Und wenn wir das all gar nicht rechnen wollten, wie denkst du dir das mit'n Geschäft? Sollen wir beid' nu wieder den ganzen Kram allein machen?“

„Ich will di wat seggen, Badder. Wes' man nich so plumfig. Du weißt dat ganz gaud, dat paßt di man, dat du dat mit eins nich weißt. Wenn uns' Lising heuraten würd, dann soll doch Giefen her, de luurt da all upp, mit de lüttje Rimmers un als Witwe in Hamburg sitten, dat is gor tau leeg. Dat lat man. Hülp int Geschäft, da liggt nich an. Awer, Herr Buhrmeister, denken's an dat Ellenmaß un den Holtstüften. De Schimp förn groten Herrn is glief as die Schacht för de lütten Lüüd.“

„Ich denke daran, Mutter Borchert,“ sagte er. „Nun kommt's noch dorauf an, ob Lise will.“

„Die hat nichts zu wollen, Herr Buhrmeister,“ sagte

der Vater. „Auf die ihren Willen kommt's nicht an. Wenn wir Ja sagen, ist's gut.“

Die Alte hatte wieder ihren Schelm in den blauen Augen. „Dat man, Badding, seggen sall de Diern ook wat. De ward jo nu 'ne grote Person. Awer ick frog ehr jo, dat sei seggen möt, wat sie seggen sall. In 'ne Viertelstunn stellt sei sik bi'n Herrn Buhrmeister vör.“

In einer Viertelstunde klingelt es bei Raspes. Frau Meta wußte noch nichts von der Abmachung in Borcherts Laden. Über diesen letzten Stein mußte Raspe noch hinüber. Oder war's erst der vorletzte? Lise — ?

Lise Borchert stand da. Hell leuchtete das weizenblonde Haar. Reines Schürzchen, halbnackte Arme hängen herunter. Was? Verweintes Gesicht? Mädchen — dummes — willst du etwa nicht heran — ? Die Augen sind zu Boden geschlagen. „Ich stelle mich Herrn Buhrmeister für den neuen Posten vor.“ Auswendig gelernt?

„Lise, kommen Sie mal her. Sehen Sie mich mal an.“

Ein rascher Aufblick. Schon waren die Augen wieder weg. Aber der Bock hatte herausgesehen, daß man ordentlich einen Schreck bekam. Ei ja, ein hartes Schädelchen! Das bohr' mal erst an!

„Lise, Sie wollen eigentlich wohl nicht gern?“

Die Augen blieben trotzig gesenkt. „Was soll ich da?“ Aber gleich kam's hinterher: „Ich hab' ja gesagt, daß ich mich vorstell'!“

Ach so, ja. Den Eltern pariert die Dirn, aber sonst keinem auf der Welt. Die Sache ist abgemacht, aber die harten Nüsse fangen nun erst an. Aber was! Warum sich daran die Zähne ausbeißen? Laß den Dickkopf mit sich selber fertig werden. Kann ja ihren Nüssesack mit ins Waisenhaus hinaufschleppen.

„Also Lise,“ sagt er amtlich, „Sie werden jetzt das Amt einer Verwalterin des Waisenhauses antreten.“ „Waisenumutter“ will ihm dieser widerspenstigen Dirn gegenüber doch nicht über die Lippen. „Sie nehmen damit eine große Verantwortung auf sich.“

„Ich habe ja gesagt —“ beginnt das Mädchen, stockt aber gleich wieder und blickt störrisch vor sich hin. Deutlich genug war's: „Ich habe ja gesagt, daß ich das nicht kann. Ich muß aber. Nun rede du, was du Lust hast.“

Sie tat ihm in gewisser Weise leid, in anderer Weise aber auch wieder nicht. Die dumme Dirn sollte stolz sein und sich nicht albern anstellen. Niedlich sah sie ja aus, wie sie da stand. „Es ist Kern und Stern in ihr,“ dachte Raspe.

Nun hielt er ihr seine Rede über ihre künftigen Pflichten. Er hielt sie ziemlich aus dem Stegreif und aufs Geratewohl, denn so sehr viel wußte er ja auch nicht vom Waisenhausbetrieb. Aber er fand selber, daß er es ganz gut machte. Ein paarmal ging er ins Gefühlvolle über, hoffte heimlich, sie ein bißchen weich zu kriegen und zum Aufschlagen der Augen zu bringen. Aber nichts da. Als hätte sie alle Låden zugemacht: nun klopfte draußen, soviel du willst.

Da zog er gleich die warmen Töne wieder ein. Er ärgerte sich und ärgerte sich auch wieder nicht. Einmal war er nahe daran, sie heranzugreifen und das verheulte, störrische Gesichtlein zu streicheln. Er ließ es aber hübsch bleiben.

„Meine Rede mußt du wenigstens aushalten,“ dachte er.

Endlich wußte er nichts mehr, er hatte sich schon ein paarmal wiederholt. Da machte er Schluß und sagte: „Morgen gehen wir zum Herrn Justizrat hinauf. Den wirst du aber nicht anmaulsen wie mich,“ denn unwillkürlich war er während seiner Rede ins Du verfallen. Eben weil sie sich wie ein bodfiges Gör benahm.

„Wirst du das nicht tun?“ fuhr er sie an.

Sie schüttelte nur mit einer ganz kleinen Bewegung den Kopf, als wenn sie eine Fliege verscheuche. Aber als sie ihm dann zum Abschied beim Handgeben doch wieder ansehen mußte, sah er, daß ihre hübschen blauen Augen dick voll Wasser standen. Da wurde ihm wieder butterweich ums Herz. Es mußte aber nichts, sich das merken zu lassen, denn von ihm hätte sie ja doch keinen Trost angenommen.

Als sie hinaus war, dachte er: „Also jetzt über den letzten Stein!“ und er stand leise seufzend auf, um seiner Frau Mitteilungs von der endgültigen Wahl zu machen.

Der alte Serrahn lag im Bett, als sie hinaufkamen. Er aber hatte Auftrag gegeben, sie vorzulassen. Unterwegs war die kleine Göre nicht mehr ganz so verbockt gewesen wie bei ihrer Vorstellung, sie antwortete wenigstens, und es

war zu merken, daß sie sich Mühe gab, sich manierlich zu betragen. Viel hatte Raspe damit für sein persönliches Vergnügen nicht gewonnen, denn es lag über dem Mädchen von Kopf bis zur Zeh' ein einziges Pflichtgebot, das ihn anfang zu langweilen. Er zweifelte dann mit einemmal auch wieder, ob sie nicht doch noch zu kindisch wäre für die große Aufgabe, ob ihr Vater nicht recht und er selber sich nicht schändlich vergriffen habe.

Als sie oben bei dem alten Justizrat waren, verging ihm dieser Zweifel völlig. Er sah Lise Borchert, die erst noch mit ihrem verschlossenen Kinderausdruck in der Tür stand, auf Spitzzehen leise an das Bett schleichen, als eine abgezehrte Hand ihr daraus winkte. Und plötzlich hat doch das Mädchen ein ganz anderes Gesicht, beugt sich nieder, legt die Kissen ein bißchen bequem, holt ein Glas Wasser, hat eine Art an sich und eine Stimme und Handgriffe, als wenn ihr eigener Vater da liegt. Und sieht mit einemmal so gut aus, hat solch Liebes, natürliches Wesen, daß die ganze Stube hell wird davon.

Nun zieht der Justizrat sie an der Hand auf die Bettkante und fängt an, sich mit ihr zu unterhalten, aber mit schwieriger, von Luftmangel beklammerter Stimme. Raspe kann es bis zur Stelle, wo er steht, nicht hören, und sie flüstert dagegen, ebenso leise, aber man merkt's, die beiden kommen gut miteinander aus. Da merkt Raspe, er ist ja wohl hier überflüssig, und es ist überhaupt besser, wenn die beiden miteinander allein sind, geht nach vorn in das Zimmer mit der Glastür, das er so gern hat, setzt sich und schaut auf den See.

Es ist ein bedeckter Tag, aber ohne Regen, und er fühlt, wie hier ein Leben gehen kann in dem Auf und Nieder des Wellenganges, den die Tage bringen. Und wie die Wolken ziehen und Stürme kommen mit weißen Schaumköpfen auf den rollenden Wogen, und die Sonne lacht und der Abend-

schein auf dem See liegt, und man schließlich davonmuß. Und wie gut es ist, seine Sorgen in eine liebe, tapfere Hand zu legen. Und er zweifelte gar nicht mehr an Lise Borchert.

Nein, aber er sah sie hier sitzen, im Stuhl, am Schreibtisch, alt und weiß, mit einem schwarzen Tüchlein um den Kopf und unverwelkten Sternaugen. Ein altes, tapferes Weiblein, das das Ihre getan hatte. Ja — das sah er.

Und dann fiel ihm auch ein, daß er gestern solche schöne Rede gehalten hatte, die ihm selber gut gefiel, und dachte, daß die wahrscheinlich nichts sei, aber auch gar nichts gegen das, was die beiden da hinten im Schlafzimmer des alten, sterbenden Justizrats einträchtig ohne schöne, methodische Einteilung und Ordnung miteinander raunten.

Nach einer langen Weile tat sich die Tür leise auf, und Lise Borchert kam herein. Sie sah aus, als gehöre sie schon hierher. Bestellte ihm, er möchte zum Herrn Justizrat kommen, der wolle noch wegen des Geldes mit ihm reden. Ja, die äußere Verwaltung, die bekam er ja nun in die Hand, mußte das Wirtschaftsgeld geben und die Löhne und anderes und sich die Rechnungen alle Monate oder jede Woche vorlegen lassen. Aber was das Eigentliche war, das mußte die blizjunge Dirn schaffen, die da in der Tür stand.

Als er an ihr vorbeiging, wollte er sie scherzend fragen, ob sie nun ihren Bock überwunden und sich in die neue Aufgabe hineingedacht habe. Aber er brachte es plötzlich nicht heraus. Es war kein artiggewordenes Gör, das da stand, das man aus erzieherischen Gründen an seine vergangenen Unarten erinnert, das war ein famoßer kleiner Kerl mit einem rührend tapferen Ernst in den jungen Augen, der schon selber wußte, was er wollte.

Statt des oberflächlichen Scherzwortes, das ihm auf den Lippen geschwebt hatte, fragte er jetzt sachlich: „Wann trittst du denn hier an?“

Sie wunderte sich über die Frage. „Gleich doch,“ sagte



Knaben im Schnee. Gemälde von Max Arnold.
(Aus der Münchener Kunstausstellung im Glaspalast.)



Hofball im Karlsruher Schlosse. Erinnerung an Großherzog Friedrich I. Skizze von Prof. Caspar Ritter.

sie. „Herr Justizrat muß doch jemand haben und die Kinder und alles. Ich lauf' bloß noch 'runter und hol' meine Sachen und sag' Vadding und Mutting adschüs.“

„So —“ sagte der Bürgermeister.

Wie er hinüberging, dachte er: „Da habe ich also das Rechte getroffen. Aber wie es jetzt weitergeht, das werde ich mir auf meine Verdienstseite kaum schreiben können.“

Es waren keine Girlanden um die Türen gehängt, es sang kein Kinderchor, die kleinen Insassen hatten nicht einmal ihre Sonntagskleider an, als die neue Waisenmutter einzog. Sie kam wie eine bescheidene Dienstperson an, ein Bündelchen in der Hand, ihre Kommode zog im Handwagen der Laufbursche aus dem Laden hinter ihr her. Die Köchin zeigte ihr eine Schlafkammer, zwei Treppen hoch, unter dem Dach, weil sie meinte, da kommt eine Pflegerin für den Herrn oder eine Aushilfe bei den Kindern.

Da oben kam die Kommode dann zu stehen. Lise Borchert war's recht, sie hatte sich's gar nicht anders gedacht. Sie gab dem Jungen noch Grüße mit, dann band sie sich eine große Schürze um, strich sich über den glattstehenden Zöpfeknust und ging hinunter. Erst zum alten Herrn, den sie ein bißchen betreute und ein wenig mit ihm murmelte, das ihn berührte wie eine Erinnerung an Kindertage, wenn seine Mutter ihn zu Bett gebracht hatte, und dann ging sie in den großen Eßsaal, der unten gegenüber dem Eingang lag, und wo sich eben die Kinder ansammelten.

Es ist ganz gewiß, daß die neue Waisenmutter schon darüber nachgedacht hatte, was sie hier sollte, auch ein wenig gebetet hatte, daß sie alles richtig und ordentlich machen möge. Aber große Pläne oder eine große Spannung oder sonst etwas Weitausschauendes, wie Jenny Perlewitz oder andere Damen es gleich mitgebracht hätten, besaß sie nicht.

Sie hatte ja durchaus nicht herwollen. O, was hatte sie geweint! Sie wollte nicht von zu Hause weg, aus dem Geschäft, dem kleinen Betrieb, den sie furchtbar liebte, von Vadding und Mutting. Nein, daß sie das plötzlich sollte, machte sie ganz verzweifelt. — „Was soll ich denn da?“ dachte sie immerfort. Als die Eltern es durchaus wollten, ergab sie sich dann. Aber in dem Augenblick, als sie den armen, kranken Herrn da oben sah, ihren alten Herrn Buhrmeister, vor dem sie als ganz kleines Kind schon Knicks machen mußte, und der nun da lag und gar nicht ordentlich versorgt war und einen schmutzligen Rissenbezug hatte und niemand zum

Stützen, wenn die Atemnot kam, da schlug alles um, da ließ sie alle traurigen Gedanken fahren, da konnte sie nicht schnell genug an ihren Platz kommen.

Damals war es ihr nur um den kranken Herrn, daß der es gut bekam. Die Kinder waren Nebensache. Kinder sind doch immer Nebensache. Das kennt sie gar nicht anders von zu Hause her, da hatten die Kinder auch nichts zu melden gehabt. Erst das Geschäft und dann Vadding und dann das Geschäft nochmal und dann Mutting. Und dann alles dreies. Und die Kinder dann noch lange nicht. Die Kinder überhaupt man so.

Nun wußte Lise Borchert ja von klein auf, daß da oben überm Seeweg die Waisenkinder wohnten, war damals mit ihnen zur Schule gegangen. Es waren immer die Ungezogensten und hatten das meiste Frühstück mit. Zu Hause hieß es: „Paßt auf eure Sachen auf, wenn ihr euch was von den Waisenkindern stehlen laßt, kriegt ihr Schacht.“ Daher hatte sie auch jetzt kein Erstaunen weiter um das große Gerabbel im Eßsaal. Sie wunderte sich eher über den weiten Raum mit den drei großen Fenstern nach hinten in die Bäume und den Gemüsegarten. Und über das weiße Tischtuch und die weißen Teller und die mächtigen Haufen von belegten Stullen. Dazu hatte jedes Kind noch einen vollen Suppenteller auf seinem Platz.

Da dachte die junge Lise: „Was kostet das alles bloß für Geld und alles zum unnützen. Was brauchen Kinder abends Wurst aufs Brot.“

Oben am Tisch stand ein leerer Stuhl mit hoher Lehne, da hatte der Justizrat bis zuletzt gegessen, jeden Mittag und jeden Abend, bis er nicht mehr aufstehen konnte. Unten hatte eben solcher Stuhl gestanden für die Justizrätin, aber der war weg; und da saß jetzt ein Kind. Lise Borchert dachte: „Immer zwischen diesen Gören, das muß den Herrn aber sehr angestrengt haben, dazu sind doch andere da.“

Sie setzte sich nicht auf den leeren Stuhl, sondern sagte zu einem der Kinder: „Geh mal ein bißchen bis zu,“ schob es kurzerhand von seinem Stuhl, daß es bei dem Nachbar aufsitzen mußte, sah am Tisch lang und sagte, als ein paar schon mit ihren Löffeln in die Suppe planschten: „Habt ihr schon gebetet?“

„Aee,“ riefen ein paar und lachten. Ein langer, schlacksblonder Junge rief herüber: „Wi bruken hier nich to bäden.“

„So?“ sagte sie. Ihr Vater hatte ein Verschen, das fiel ihr gerade ein, da sprach sie es:



Um Null Grad. Gemälde von Alfred Weczerzick

„Singen und Beten
Hat dem Teufel sein' Saat zertreten.
Und wer nicht singen und beten kann,
Ist übler als ein Ochse dran.

Das merkt euch. Und wer morgen nicht beten will, dem wird der Vers über sein Bett gehängt.“

Der Justizrat erholte sich ordentlich ein bißchen. Zwar verließ er seine Schlafstube nicht mehr, aber er saß dort in einem breiten Armstuhl am Fenster. Lise konnte mit jeder Frage zu ihm kommen. Es war geradezu ein Wiß, wie sie in unerschütterlichem Ernst sich einbildete, sie frage ihn um alles, sie mache keinen Schritt ohne seinen Befehl, seine Genehmigung. Und dabei befehligte dieser blonde Fraß ihn doch von früh bis spät. Ob sie denn zum Ruckuck nicht merkte, daß er niemals, auch nicht ein einziges kleines Mal „Nein“ sagte? Daß er überhaupt sich nur zusammennehmen mußte, daß er ihr sein immer neues Entzücken über ihre Einfälle nicht zeigte?

Ach ja, so und so und immer wieder so mußte ein Waisenhaus geführt werden! Ach, er hatte es ja nicht getan, aber in diesen letzten Wochen seines Lebens war alle Schwere, die fast zwanzig Jahre lang auf ihm gelastet hatte, weg wie verweht, er sah, daß das, was er hängen Herzens gegründet hatte, nun in den richtigen Händen war, und er hatte ein Glück darüber, wie man es kaum beschreiben konnte.

Er kehrte nun auch noch zu guter Letzt zu seinen alten, mit Schmerzen verlassenen Neigungen zurück. Lise Borchert mußte ihm aus den Tiefen verschlossener Schränke und Kommoden Kunstmappen, Notenbücher, Schriftstücke holen, ihm einen Tisch zurechtrücken und ihn dann seinen Schwelgereien überlassen.

„Aber jederzeit, Lieschen, jederzeit kannst du zu mir kommen, mit deinen — Fragen!“

Sie merkte gar nicht, daß er seinen unschuldigen Spaß an ihr hatte.

Ach, ihr war gar nicht so furchtbar wohl, und recht besehen, überschätzte der alte Herr sie doch um ein bedeutendes. Nein, ein solches Ideal, wie er in ihr sah, war sie wirklich nicht. Sie war manchmal ein bißchen verzweifelt, denn es war doch ein fürchterlicher Kramausch hier. Wenn sie alle die Eigenschaftswörter aufzählen wollte, die sie hier fand, dann konnte sie reinweg hirnklüterig werden. Unordentlich, schmutzig, durcheinander, ungezogen, ungewaschen, lärmig, frech, aber vor allem das Schlimmste: durcheinander, unordentlich.

Wie schon die Betten aussahen! und unter den Betten! und das weiße Tischtuch, und oben auf dem Boden lagen Berge von Wäschestücken, die geflickt werden mußten und die die Mädchen „weggelegt“ hatten „bis auf weiteres“. Und in der Speisekammer sah es aus! und in der Vorratsstube!

„Wat du woll davon verstehst,“ sagte die Köchin. „Du kümmt ut'n lütten Hushalt, so lütt as mien Fingerhut, und wißt di hier upspälen. Besabbel di man nich. Na, id' gah to Michelis, wenn't ook to spääd kümmt heff. Awer dat mi di, dat holl't nich ut, so'n Mäten ut'n ganzen lütten Hushalt und will mi hier beliehrn!“

Daß die Köchin sie Du nannte, daß die Kinder sie nicht als Respektsperson ansahen, war ihr ganz gleich. Das hatte sie sich gar nicht anders vorgestellt, wenn sie überhaupt an so etwas gedacht hatte. Aber sie behielt in all dem Durcheinander, das ihr so abscheulich war, die Nase über Wasser und den festen Sinn unweigerlich im Schädel, daß sie hier durchkommen müsse. Sie sagte zum Justizrat, auch die anderen Mädchen solle er gehen lassen, bloß Sengpiel und seine Frau und der Gärtnerjunge könnten bleiben.

„Willst du neue mieten?“ fragte der alte Serrahn.

„Nein, Herr Justizrat, wir haben hier im Haus genug an Mädchens. Wir haben hier elf Mädchens, da brauchen wir keine zu mieten.“

„Aber das sind doch die Waisenkinder, Lieschen!“

„Waisenkinder müssen auch arbeiten und erst recht,“ sagte sie.

„Ach so —“ sagte er. Es war ihm ein neuer Gedanke, daß dies Haus ohne Diensthofen geführt werden könne.

„Kann ich die Mädchen dann anstellen fürs Kochen und bei's Tischdecken und Flicken und Waschen und Abwaschen und Reinmachen und Fensterputzen und Strümpfstricken?“

„O ja, Lieschen!“

„Und die Jungens zu's Schuhputzen und Holzhacken und

Holztragen und Wassertragen und Flurscheuern und Holen aus der Stadt?“

„Ja, Lieschen, ja!“

„Und kann ich ein großes Stück Wachtuch für den Eßtisch holen, das ich bloß abwaschen brauch' und kann die schöne Wäsche schonen?“

„Das wäre wohl besser, Lieschen. Aber magst du denn auch vom Wachtuch essen?“

Sie verstand die Frage gar nicht, ging auch nicht darauf ein. „Wir haben bei uns im Laden schönes Wachtuch, weiß und weiß mit blau und braun auch. Da kann morgen eins von den Kindern 'rangehen und ich geb' das Maß mit, und unser Laufbursche bringt's 'rauf.“

„Ja, Lieschen. Aber sag' mal: werden auch die Waisenkinder alle diese Arbeiten machen wollen? Ich habe doch immer gedacht, das wäre wie ein Ausnützen ihrer Kräfte.“

Lise Borchert stand da in ihrer kühlen Blondheit und sah unaussprechlich verächtlich drein. „Den' ihre Kräfte —“ sagte sie bloß.

Es war für den alten Justizrat himmelsgut, daß er alles so schön fand, was die Lise tat und noch im Leben diese Freude hatte, aber was er sich dachte, daß er etwa eine ideale Waisenkinder da hatte, davon war noch nicht viel zu sehen.

Drei von den Kindern waren ihre besonderen Feinde. Sie wünschte sie nicht etwa weg wie die Köchin und die überflüssigen Stubenmädchen, denn sie war ihr Lebtage und von der Schule her gewöhnt, daß solche Strünke da sind, mit denen man sich täglich zauft, die nicht wegzubringen sind, die dazu gehören; Argernisse gibt's nun mal auf der Welt, deswegen kann man nachts ruhig schlafen, aber tags um so mehr um sich halten.

Diese drei waren: Johann Wagner, der lange Bengel, der ihr über Tisch zugeblökt hatte, daß man hier nicht beten brauche und dem sie Vaters schönen Vers an den Kopf geworfen hatte, ein Arbeiterkind aus Hoheneichen, einem abligen Gut, dessen Vater im Krieg gefallen war, dessen Mutter auch tot war, und dessen Verwandte ihn hierher abgeschoben hatten. Dann zweitens Me Wendt, der Junge von der Wäsche, rin Tine Wendt, die in der Arbeiterkaserne auf dem Ziegeleigut Braak den Männern die Sachen wusch und flikte. Ein rothaariger Junge, sommersprossig, geschickt und sehnig wie ein Affe, mit einem offenen Gesicht, aber unzertrennlich von Johann Wagner und daher frech wie der. Dann als dritte in diesem Bunde der Ärgererregten und Lises Feinde, obwohl sich stets, gleichsam mit gespreizten Fingern von diesem gewöhnlichen Jungen entfernt haltend, Friedchen Franke, das Försterkind, von deren „Grazie“ Fräulein Perlewitz so entzückt war, daß sie sogar den Standesunterschied übersehen wollte. Dies Mädchen konnte Lise Borchert nun schon gar nicht sehen. Das Geziere und Getue war ihr abscheulich. Wenn das Ding die Treppe hinunter kam oder sich setzte oder aufstand, immer war es, als wollte sie sagen: „Seht her, wie grazios ich bin!“ Für Lise war sie nur „das Balg“. Sie machte ihr keinen Ärger durch Getrappel und Schmutz hereintragen und Suppeüberschlappen oder freche Reden führen. In der Beziehung hätte sie sogar als Muster von Zierlichkeit und Feinheit gelten können. Aber wenn sie es recht abwog, so waren ihr die schauerhaften Jungens noch nicht so gegen den Strich wie dies Puppending. Sie hätte ihr am liebsten, so oft sie sie sah, eine in das zartweiße Lärchen versetzt, daß man alle fünf Finger daran gesehen hätte.

Die Abneigung war gegenseitig. Friedchen Franke spürte vom ersten Tage an den anderen Geist, der sich ihr entgegenstellte. Sie wußte ja, daß manche sie nicht leiden konnten, aber das hatte ihr nur Spaß, und so jung sie war, eine Art spöttischer, vorwiziger Genugtuung gegeben, z. B. ihre alte bucklige Lehrerin in der Zülhower städtischen Privatschule, die sie besucht hatte, ehe sie herkam. Sie war damals acht Jahre gewesen und hatte ihren Spaß an den giftigen Bemerkungen der alten Tante über ihr Haar, ihren Augenausschlag, ihren tänzelnden Gang gehabt, hatte das alles vor den anderen Kindern als Meid gekennzeichnet und ihren bewundernden Beifall gehabt. Sie hatte sich auf der Straße doppelt so sehr gedreht, wenn sie merkte, daß alte Jungfern ihr durch ihre Fensterpiegeln nachsahen und sich ärgerten, daß ihr, dieser kleinen Nummer, schon Sekundaner nachliefen. In diesem gräßlichen Waisenhaus, unter den vielen gewöhnlichen Kindern, war sie erst ganz verzweifelt gewesen, bis sie merkte, daß auch hier die Jungens sie wie geblendet anstarrten.

Nun aber trat in der neuen Leiterin ihr ein neuer Wille entgegen. Das war keine alte Jungfer, die auf ihr Haar, Gesicht und ihre Gestalt neidisch war. Die war selbst noch jung, hatte schöne Haare und, obwohl sie keinen so schlanken Wuchs hatte wie sie, sondern mehr fest und unterseht gebaut war, wußte das frühreife Kind ganz gut, daß sie ebensoviel Verehrer haben konnte wie sie einmal. Ja, sie hatte das ärgerliche Gefühl, daß dieses Ladenmädchen in dem Punkt viel gelassener und gleichgültiger war, die Männer hinter sich herlaufen lassen würde, während sie selbst sich immerfort anstrengte, um Blicke einzufangen und Bewunderung zu ernten.

Sie hätte nun gewollt, daß sie mit dieser Person in

äußerlichem Frieden leben könne. Eine Feindschaft mit ihr scheute sie aus einem dunklen Triebe heraus. Aber Lise Borchert war anderer Meinung. Sie rempelte sie an, wo sie ging und stand. „Sieh nicht so affig aus!“ — „Da steht sie schon wieder vorm Spiegel!“ — „Beflecker“ dich nur nicht mit deiner Schönheit. Dich würde meine Mutter schon besorgen!“ und ähnliche geschmacklose Frechheiten.

Friedrich Franke wollte sich davon unabhängig machen. Sie sagte mit verächtlichem Mundverziehen nichts weiter als „Pö!“ zu solchen Bemerkungen. Aber es stach sie, es verdarb ihr die Freude an sich selbst. Sie vermied die Blicke der Borchert und ging beiseite.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Schulfindertragödien in Slowenien. Von Paul Oskar Höcker.

Wer heute eine Rundreise durch Südosteuropa antritt, muß alle Erinnerungen an seine Geographiestunden zu Hause lassen, denn es stimmt kaum eine Grenze mehr. Gewiß hat man seinerzeit die ungeheuerlichen Landräubereien und Volksgewaltigungen der Pariser Vorortverträge auch auf der Landkarte verfolgt. Aber die ganze verbrecherische Sinnlosigkeit dieser neuen Verteilung der Erde wird doch nur der gewahr, der sich vor jeder dieser neuen Grenzen seinen Paß muß abstempeln lassen. Auf Kosten der besiegten Staaten Österreich, Ungarn und Bulgarien sind zwei künstliche Riesengebilde geschaffen worden: SHS, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, — und Großrumänien. Sowohl dies neue Jugoslawien wie dies neue Rumänien erscheinen wie phantastisch aufgeschwemmte Mammutwesen, die auf tönernen Füßen ruhen. Auf tönernen Füßen: denn sie wurzeln nicht in der fremden Erde. Die beiden neuen Riesenreiche sind in großer Hast an allen neuen Grenzen mit den neuen Landesfarben angetrichen worden, strenge Gesetze haben die Landeseinwohner, die ihnen als Siegesbeute verschahert wurden, zum Tribut gezwungen, von heute auf morgen galt ein neues Recht, wurde eine neue Staatssprache eingeführt, die Presse mundtot gemacht.

Die deutschen Siedlungen im Banat und in Siebenbürgen haben sich inmitten ihrer ungarischen Volksgenossen durch die Jahrhunderte kerndeutsch zu erhalten gewußt. Die Gefahr der Madcharisierung drohte ihnen ja immer, sie packte auch Opfer genug unter den Lauen, aber sie besaß doch nicht entfernt die Tücken, die dem Deutschtum heute dort im allgemeinen von den neuen Machthabern drohen.

In Slowenien wenigstens handelt sich's um gar nichts anderes als um den unbarmherzigen Entschluß: alles, was deutsch ist, auszurotten.

Vielleicht haben diese mit dem Siegeslorbeer geschmückten Herrschaften aus der Geschichte des jungen Deutschen Reiches, das sich nach dem Siebziger Krieg im Elsaß ja auch mit einer Fremdsprache abfinden mußte, gelernt, wie man's nicht machen soll. Die deutsche Laskheit, die deutsche Höflichkeit, das deutsche Gerechtigkeitsgefühl, das sich immer so gern in die Haut des Leidenden Andern hineinversetzt, hat es in vierundvierzig Jahren nicht zuwegegebracht, das jahrhundertlang deutsch gewesene Land mit Samtpfötchen wieder einzudeutschen. Die Südslawen machen kurze, harte und ganze Arbeit. Wer nicht sofort die neue Staatssprache beherrscht, erhält keine Anstellung und kann verhungern. Wer sie aber beherrscht — dessen Kinder gehören auch nicht mehr in die deutsche, sondern in die neue Staatsschule.

Es gibt nämlich noch so etwas wie eine deutsche Schule in Jugoslawien. Nach den Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages von St. Germain besteht wenigstens der Anspruch darauf. Aber wie es in Wahrheit um den Schulunterricht deutscher Kinder in Südslawien beschaffen ist, das muß man beim Besuch einzelner Dorfschulen und Stadtklassen, im Verkehr mit Schulkindern und ihren Eltern und in der Aussprache mit Geistlichen und mit Volksvertretern dieser ins Unglück geratenen deutschen Brüder selbst feststellen!

Im neuen Königreiche Jugoslawien ist erklärlicherweise das westliche Slowenien das stärkste Kampf- oder Reibungsgebiet. Je weiter man nach Kroatien oder dem alten Serbien vorrückt, desto ruhiger scheint das Verhältnis zwischen der deutschen Minderheit und dem über Nacht großmächtig gewordenen Staat zu werden. Das heutige Slowenien weist ja das älteste deutsche Siedlungsgebiet unter dem gesamten Auslandsdeutschtum auf. Es ist in Wahrheit bodenständiges

Deutschtum, das hier um seine Sprache, seine Kultur kämpft. Man braucht keine Folianten zu wälzen, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, man braucht nur die Friedhöfe und die alten Kirchen zu besuchen. Auf den Grabsteinen, die ein halbes Jahrtausend alt sind, stehen deutsche Inschriften, deutsche Namen. Die geschichtliche Überlieferung verbürgt noch ältere Daten. War es nicht schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts, daß die heidnischen slowenischen Fürsten die Bayern zu Hilfe riefen, um den Überfall der heutigetägigen Awaren abzuwehren? Die Bayernherzöge Thassilo II. und III. entsprachen der Bitte, unter der einen Bedingung freilich: daß die Slowenen das Christentum annähmen. Als Kulturträger und Retter erschien so der Deutsche auf slowenischem Boden zum ersten Male. Eine neue Welle brachte dann die Zeit Karls des Großen. Im Saantal wurden die ersten deutschen Städte und Märkte gegründet: Sachsenfeld und Sachsenwart sind Namenszeugen. Nach der Völkerwanderung setzte die dritte friedliche Durchdringung mit deutschem Blut und deutscher Art ein. Der noch in Unkultur lebende Slowene diente dem deutschen Retter als Knecht. Im Lauf der Jahrhunderte kletterte der Slowene um ein paar Kulturstufen aufwärts. Aus der Hand der Deutschen erhielt er, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, sogar seine eigene Schriftsprache. Sie ist in Rothenburg ob der Tauber geschaffen. In Derendingen bei Tübingen zeigt man noch heute das Grab des Primus Truber, des „slowenischen Luther“. Der Slowene von heute gehört dem abendländisch-germanischen Kulturkreis an, er fühlt sich darum innerlich hoch erhaben über das serbische Balkanvolk, mit dem es nun auf Gedeih und Verderb im neuen Königreiche SHS verbunden ist. Aber der eifersüchtige Gegensatz gegen den ehemaligen Kulturbringer ist in ihm so krankhaft entwickelt, daß er zunächst kein höheres Ziel vor Augen zu haben scheint, als alles, was deutsch ist, in seinem Lande abzuwürgen. Er kann es nicht verwinden, daß er jahrhundertlang dem Manne, der die deutsche Herrsprache handhabte, als tumber Diener hörig war. Und er vergißt, daß er, als neuer Machthaber, nicht einem heidnischen Halbwilden gegenübersteht — wie ehemals der Deutsche dem Slowenen — sondern seinem Lehrmeister und Wohltäter.

Sofort nach der Gründung des Staates Jugoslawien wurde der gesamte Stand der deutschen privaten, konfessionellen und Gemeindeschulen vernichtet und auf dem Verordnungswege verstaatlicht. Man entließ oder pensionierte die Lehrer, und besonders mißliebige wies man aus. Die großen Lücken waren natürlich nicht ohne weiteres auszufüllen, denn eine eigene Lehrerbildungsanstalt ist der Minderheit ja bis heute noch nicht gestattet. Wie man die deutschen Kinder trotzdem in der Schule zu beschäftigen wußte? Man holte Lehrer aus Serbien, aus Montenegro, aus der Lika. Sie konnten freilich kaum Deutsch. Den Schulinpektoren des SHS war das aber gleichgültig; sie selbst beherrschten die deutsche Sprache ja auch nur sehr mangelhaft.

Ich habe in Nowjrad eine sogenannte deutsche Schule besucht. Sie hat 364 deutsche Schulkinder. Das Lehrpersonal besteht aus sechs Serbinnen, von denen eine deutsch spricht, und einer Deutschen. Von der ersten Unterrichtsstunde an wird hier der Unterricht in der Staatssprache erteilt. Auf dem Papier wird bestimmt: der Religionsunterricht ist deutsch, wöchentlich sind zwei Stunden Deutsch anzusehen. Aber wie wollen die Serben, die nicht deutsch sprechen, diesem Plan gerecht werden? In den oberen beiden Klassen der Volksschule wird seit 1925 überhaupt kein Deutsch mehr behandelt.

Die Unterbindung der Privatschulen, auch der Kindergärten, geschieht hier nicht weniger grausam wie in dem Lande Mussolinis. Dabei erheben die Slowenen — mit Recht — eine sehr bewegliche Klage über die rücksichtslose Unterdrückung der Minderheiten in Italien. Und noch grimmiger äußern sie sich über angebliche Ungerechtigkeiten in der Schulbehandlung der slowenischen Minderheit in Kärnten. Immer wieder ist von Repressalien die Rede.

Nachdem gleich nach dem Umsturz alle selbständigen deutschen Volksschulen im slowenischen Gebiet geschlossen — 71 deutsche Volks- und Bürgerschulen mit zusammen 265 Schulklassen, außerdem 3 Gymnasien, 1 Ober-Realschule, 2 Lehrer- und Lehrerinnenseminare — und an deren Stelle nur in größeren deutschen Siedlungen deutsche Nebentklassen neben slowenischen Schulen gebildet wurden, ist das Zukunftsbild heute ziemlich düster. In diesen deutschen Schulklassen, so wenig sie als wirklich von deutschem Kultur- und Sprachgeist erfüllt anzusprechen sind, dürfen nämlich nur Kinder von „echtdeutschen“ Eltern aufgenommen werden. Vom Besuch deutscher Schulklassen sind alle Kinder, die aus Mischehen stammen oder einen slawisch anklingenden Namen führen, ausgeschlossen.

Die Gesamtzahl der Deutschen in Slowenien beträgt heute hunderttausend. Die Ziffer wird leider von Jahr zu Jahr zusammenschrumpfen. Welches Selbstentum ist auch von Eltern und Kindern aufzubringen, wenn sie gegen diese tausend Schikanen ihr Deutschtum offen aufrecht erhalten wollen! Die Schulbehörden richten in den deutschen Siedlungen Vorbereitungsklassen bzw. Kindergärten ein, in die der Deutsche seine Kinder schicken muß, Anstalten, in denen ohne Ausnahme Lehrer angestellt sind, die die Sprache der Kinder nicht verstehen.

Die Kinder, die zu Hause ihre schwäbische Mundart sprechen, lernen nun als erste Schriftsprache nicht Deutsch, sondern die ihnen fremde Staatsprache. In dem Kopf des armen Abc-Schützen müssen sich vier Schriftarten vertragen: die gotische, die kyrillische, die deutsche und kroatische Lateinschrift. Der kleine Fritz lernt seinen Namen schreiben: „Fric“, Heinz muß sich „Hajnc“ schreiben, Wilhelm „Wiljem“. In der Schule wird den Kindern beigebracht: die besseren Leute sprechen alle slowenisch. Wie es den Vätern fast unmöglich gemacht wird, ihr Auskommen zu finden, wenn sie der deutschen Sache treu bleiben, so erkennen auch bald die deutschen Kinder, daß von ihnen ein Martyrium verlangt wird,

das der auf der Schulbank neben ihnen sitzende kleine Slowene nicht kennt.

Hand in Hand mit dem Ringen um die Seele der Kinder geht der Vernichtungskampf gegen jede deutsche Regung im öffentlichen Leben. Allein in Marburg — heute Maribor — sind über ein halbes Hundert deutscher Vereine der Auflösung verfallen, darunter der Theater- und der Philharmonische Verein. Die Stadtgemeinde hat seinerzeit das Vereinsvermögen enteignet (auch das städtische Gebäude des Kasinovereins) und es slowenischen Vereinen übergeben. Ähnlich ging man in Pettau, in Cilli, in Laibach vor. Die im Jahre 1702 in Laibach gegründete Philharmonische Gesellschaft, eine berühmte deutsche Kulturstätte, ist aufgelöst worden. Im ganzen verfielen auf slowenischem Gebiet mehr als zweihundert deutsche kulturelle und Geselligkeitsvereine der behördlichen Auflösung. Ihr Vermögen von 80 bis 100 Millionen Dinar ist ja aber nur eine Kleinigkeit, wenn man die Verluste bedenkt, die der deutschen Wirtschaft durch Wegnahme der Sparkassen und Banken beigebracht worden sind.

Ein fast noch trübleres Kapitel ist das der Presse in Slowenien. Die oberen Regierungsstellen des SHS versichern immer wieder, daß ihnen am friedlichen Geistesaustausch mit Deutschland viel gelegen sei. Aber die slowenischen Zeitungen lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die unter ihnen lebende deutsche Minderheit zu reizen und zu fränken. Den unerfreulichsten Eindruck macht die in Marburg in deutscher Sprache erscheinende Zeitung, die man unter keinen Umständen als deutsches Blatt von deutschem Geist anzusprechen vermag.

Können wir unsern deutschen Brüdern in diesen Notgebieten helfen? Gewiß. Wir können ihnen Herz und Rückgrat stärken, indem wir zunächst einmal warmes und ehrliches Mitgefühl für ihren schweren Kampf aufbringen. Und ferner: indem wir alle Bestrebungen unterstützen, die darauf hinausgehen, den Kindern, den Schülern und den Studenten unserer Grenz- und Auslandsdeutschen Gelegenheit zur Übung in der deutschen Sprache, zum Ferienaufenthalt in unserer Mitte und — namentlich! — zum Studium an unseren Hochschulen zu geben!

Auf meiner Fahrt durch Südosteuropa erlebte ich manches, was jeden Deutschen mit Stolz erfüllen darf. Nirgends aber ward mir das Herz so weh wie zu Beginn meiner Reise, als ich den zermürbenden Kampf sah, den unsere Volksgenossen in Slowenien um ihr Deutschtum kämpfen müssen!

Was heißt Werbungskosten? Von Peter Ott.

Die Einkommensteuer bildet das Rückgrat unseres Steuersystems. Rein theoretisch betrachtet entspricht sie der von der Steuerlehre aufgestellten Forderung nach der Allgemeinheit, Gleichheit und Gerechtigkeit der Besteuerung am meisten, denn sie will jeden nach seiner Leistungsfähigkeit besteuern. Sie begnügt sich nicht mit rohen Schätzungen oder Klassifizierungen nach rein äußerlichen Merkmalen, sondern versucht den individuellen Verhältnissen gerecht zu werden, indem sie alle Momente berücksichtigt, die erhöhend oder vermindern auf die Steuerkraft des einzelnen einwirken.

Wie läßt sich nun diese Leistungsfähigkeit bemessen? Etwa nach den Einnahmen, die dem zu Besteuernden in dem Zeitraum zugeflossen sind, für die die Steuer erhoben werden soll? Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein Kaufmann, der in seinem Ladengeschäft für 40 000 Mark Waren in einem Jahr umgesetzt hat, und ein Schriftsteller, dessen Bareinnahmen in derselben Zeit ebensoviel betragen haben, nicht auch die gleiche steuerliche Leistungsfähigkeit besitzen. Sie haben zwar den gleichen zahlenmäßigen, aber nicht auch den gleichen wirtschaftlichen Erfolg aufzuweisen. Es müssen vielmehr auch die Aufwendungen berücksichtigt werden, die beide machen mußten, um die Einnahmen von 40 000 Mark zu erzielen. Diese Aufkosten sind in beiden Fällen ganz verschieden hoch. In den Einnahmen des Kaufmanns stecken auch seine Aufwendungen für die Beschaffung der verkauften Ware, für die Gehälter der Angestellten, für Ladenmiete usw. Sie werden die Aufkosten des Schriftstellers um ein Vielfaches übersteigen, bei dem in der Hauptsache nur Ausgaben für Miete, Beleuchtung und Heizung des Arbeitszimmers, für Beschaffung des Schreibmaterials, Vervielfältigung des Manuskripts und für Ergänzung der Bibliothek in Frage kommen werden. Erst wenn also bestimmte Ausgaben von den Einnahmen abgezogen, wenn die zu Besteuernden gewissermaßen auf einen Renner gebracht sind, ist ein Maßstab für die Leistungsfähigkeit, ist das Einkommen gegeben, das von der Steuer erfaßt werden soll. Die Aufwendungen, die gemacht werden müssen, um ein Einkommen zu erzielen, zu sichern und zu erhalten,

heißen Werbungskosten. Alles, was sich als Verwendung von Einkommen darstellt, fällt nicht hierunter. Was also zur Bestreitung des Lebensunterhalts, zur Erholung, zur Befriedigung von Kulturbedürfnissen, zur Vermehrung des Vermögens, zu Kapitalanlagen, zur Schuldentilgung, aber auch was zur Begahlung der Einkommensteuer selbst und der Vermögenssteuer aufgewendet wird, ist nicht abzugsfähig.

Wie schon erwähnt, sind die Werbungskosten für die verschiedenen Einkommensarten nach ihrer Zusammensetzung durchaus verschieden. Beim Landwirt, beim Fabrikanten, beim Kaufmann werden sie sich im großen und ganzen mit den Betriebsausgaben decken und ohne große Schwierigkeiten aus den Geschäftsbüchern ergeben. Bei den Gehalts- und Lohnempfängern spielen sie eine nur untergeordnete Rolle. Nicht immer ganz einfach wird die Beurteilung der Werbungskosten bei den Angehörigen der sog. freien Berufe (Rechtsanwälten, Ärzten, Künstlern, Schriftstellern usw.) und den ihnen in steuerlicher Beziehung Gleichgestellten sein. Es soll deshalb hier versucht werden, einen Überblick über die Werbungskosten dieser Berufsgruppen zu geben. Die hier für den Arzt entwickelten Grundzüge lassen sich auf die anderen Berufsarten übertragen. Anspruch auf Vollständigkeit kann und will diese Aufzählung selbstverständlich nicht erheben.

Angenommen, ein Arzt habe sich selbstständig gemacht und Sprech- und Wartezimmereinrichtung, Instrumentarium, kurz alles, was er zur Ausübung seines Berufes braucht, von einem Kollegen übernommen. Zur Zahlung des Übernahmepreises habe er ein innerhalb drei Jahren rückzahlbares, verzinsliches Darlehen aufgenommen.

Die Beträge, die jährlich zur Tilgung des Darlehens gezahlt werden, sind keine Werbungskosten. Aufwendungen zur Abzahlung von Schulden stellen sich als Verwendung des Einkommens dar und sind daher, wie schon oben ausgeführt, nicht abzugsfähig. Dagegen kann der Arzt die jährlichen Zinszahlungen in Abzug bringen, denn die Zinsen sind das Entgelt für die Nutzung des zur Ausübung des Berufes geliehenen Kapitals und daher reine Werbungskosten.

Unter den von dem Vorgänger übernommenen Gegenständen werden sich solche befinden, die bestimmungsgemäß innerhalb kurzer Zeit, voraussichtlich schon im ersten Jahr, verbraucht werden, z. B. Verbandsmaterial, Medikamente, gewisse Instrumente usw. (sog. Gegenstände des Betriebskapitals). Die Aufwendungen für den Ersatz solcher Gegenstände können für den Steuerabschnitt, in dem sie gemacht worden sind, als Werbungskosten voll abgesetzt werden. Das gleiche gilt für die laufenden Reparaturen, die etwa an den übernommenen Apparaten und Gerätschaften vorgenommen werden müssen.

Wie steht es nun mit den Anschaffungskosten für diejenigen Gegenstände, die nicht unmittelbar verbraucht, deren Verwendung sich vielmehr bestimmungsgemäß auf einen längeren Zeitraum erstreckt (Gegenstände des Anlagekapitals), z. B. Instrumente, orthopädische Apparate, Röntgenanlagen usw.? Darf der Arzt den Übernahmepreis für diese Gegenstände im ersten Jahre der Berufsausübung mit dem vollen Betrag als Werbungskosten absetzen? Die Gegenstände tragen ja nicht nur zur Erzielung des Einkommens dieses Jahres bei, sondern sie dienen so lange der Einkommensgewinnung, als sie verwendungsfähig sind, also für die Zeit ihrer Lebensdauer. Deshalb müssen auch die Anschaffungskosten auf die der voraussichtlichen Lebensdauer entsprechende Zahl von Jahren verteilt werden. Befindet sich z. B. unter den übernommenen Gegenständen eine Röntgenanlage, die im Übernahmepreis mit 3000 Mark bewertet ist, und gibt ihr der Arzt noch eine Lebensdauer von fünf Jahren, so darf er jährlich $3000:5 = 600$ Mark als Werbungskosten absetzen. Wäre aber nach Ablauf von drei Jahren etwa infolge einer umwälzenden Erfindung auf dem Gebiete der Durchleuchtung von Körpern die Anlage so veraltet, daß sie zur Berufsausübung nicht mehr verwendet werden könnte, einen wirtschaftlichen Wert also nicht mehr besäße, so könnte die bereits auf $3000 - (3 \times 600) = 1200$ Mark abgeschriebene Anlage schon im vierten Jahre mit dem Restbetrag voll abgesetzt werden. Diese sog. Absetzungen für Abnutzung werden vom Anschaffungspreis vorgenommen. Kann aus irgendeinem Grunde der Anschaffungspreis nicht festgestellt werden (z. B. der Arzt hat den Gegenstand geschenkt bekommen), so bildet der sog. fiktive Anschaffungspreis die Grundlage für die Absetzung, d. h. der Betrag, der im Zeitpunkt des Erwerbs (der Schenkung) für die normale Beschaffung eines solchen Gegenstandes hätte aufgewendet werden müssen.

Weiter zählt zu den Werbungskosten die Miete für das Sprechzimmer und das Wartezimmer, dagegen nicht die Miete für die dem Privatgebrauch dienenden Räume. Der Arzt muß also von der Gesamtmiete den Betrag errechnen, der anteilmäßig auf die der Berufstätigkeit gewidmeten Räumlichkeiten entfällt. Das gleiche ist zu sagen von den Kosten für Heizung, Beleuchtung und Reinigung dieser Räume und von den Fernspreckgebühren. Keine Werbungskosten sind die Aufwendungen für Fachliteratur, Berufskleidung (z. B. Operationsmäntel), Benutzung von Verkehrsmitteln aus Anlaß

von Krankenbesuchen und die Beiträge für die Berufsvertretung (Ärztekammer). Ebenso werden die Kosten einer zur wissenschaftlichen Fortbildung unternommenen Reise, etwa zur Teilnahme an einem Ärztekongreß, abgesetzt werden können, soweit sie sich in angemessenem Rahmen halten. Auch der Fall wäre hier zu erwähnen, daß der Arzt etwa wegen fahrlässiger Körperverletzung eines Patienten zur Schadenersatzleistung verpflichtet würde. Wenn eine solche Ausgabe auch begrifflich nicht zu den Werbungskosten zu rechnen ist, sondern sich als eine Folge der Berufstätigkeit darstellt, so mindert sie doch das Einkommen und wird daher abgezogen.

Ein Wort wäre noch zu sagen zu den Ausgaben, die entstehen durch Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte. Sie können beispielsweise bei einem Chirurgen eine Rolle spielen, der seine Operationen in einer Klinik ausübt. Es dürfen nur die notwendigen Fahrkosten angerechnet werden. Ist also die Klinik leicht mit der Straßenbahn zu erreichen, benutzt der Arzt aber regelmäßig ein Automobil, so wird er nicht damit rechnen dürfen, daß das Finanzamt diese Kosten als Teil seiner Werbungskosten anerkennt. Könnte der Arzt aber im einzelnen Falle nachweisen, daß größte Eile geboten war und Leben oder Tod des Patienten von einer rechtzeitigen Vornahme der Operation abhing, so würde einer Berücksichtigung auch der Autokosten nichts im Wege stehen.

Während man vom Kaufmann eine gewissenhafte und vollständige Aufzeichnung seiner Einnahmen und Ausgaben verlangt, stellt man an die Angehörigen der freien Berufe in punkto Buchführung keine allzu großen Anforderungen. Tatsächlich werden denn auch nur wenige ihre Ausgaben so genau aufzeichnen, daß sie alle Aufwendungen, die im vorstehenden als Werbungskosten charakterisiert worden sind, der Steuerbehörde auf Heller und Pfennig angeben könnten. Man hat deshalb Durchschnittssätze für die Werbungskosten aufgestellt, Pauschbeträge, die ohne weiteren Nachweis von der Summe der Einnahmen abgezogen werden können. Sie betragen zur Zeit bei Ärzten 25 v. H. der Roheinnahmen (bei besonderen Verhältnissen bis 35 v. H.), bei Zahnärzten 40 bis 45 v. H., bei Rechtsanwälten, Patentanwälten sowie Notaren, die gleichzeitig Rechtsanwälte sind, 33⅓ v. H., bei Dentisten 40 v. H. Ist der Steuerpflichtige imstande nachzuweisen, daß seine wirklichen Werbungskosten den Durchschnittssatz überstiegen haben, so werden die tatsächlichen Ausgaben abgezogen. Andererseits ist das Finanzamt verpflichtet, die Werbungskosten auch dann nur in tatsächlicher Höhe zu berücksichtigen, wenn sie um ein Drittel unter dem Durchschnittssatz bleiben.

Zum Schluß sei noch eine Reihe von Ausgaben erwähnt, die, ohne Werbungskosten zu sein, aus sozialen Gründen als abzugsfähig anerkannt sind. Es sind das die sog. Sonderleistungen. Hierunter sind die Beträge zu verstehen, die der Steuerpflichtige zu Kranken-, Unfall-, Haftpflicht-, Invaliden- und Erwerbslosenversicherungs-, Witwen-, Waisen- und Pensionskassen sowie an Sterbefällen gezahlt hat, ferner die Versicherungsprämien auf den Todes- oder Lebensfall, und endlich die Kirchensteuern.

Häfen. Von Guse Tornwaldt.

Hilde Root, kleine Hilde Root — kommt nun das große Glück? Sie hatte den Antwortbrief aus Südafrika in der Hand und darin stand kurz, kaufmännisch knapp: „Sehr geehrtes Fräulein Root! Ihr Bild und Ihre Angaben befriedigen mich durchaus. Ich erwarte Sie sofort. Das Reise-geld — ich bitte Sie, erster Klasse zu fahren — sowie ein Gehaltsvorschuß für nötige Anschaffungen wird Ihnen auf beiliegendem Ausweis hin von meinem Überseerkonto der Diskontogesellschaft, Zentrale Berlin, ausgehändigt. Der für Sie in Frage kommende Dampfer geht — Westreise — am 5. April ab Hamburg. Meine vierjährige Erika sieht 'Fräulein Hilde' mit gespannter Freude entgegen. Ich bin Ihr ergebenster Richard Dürman.“

Der Brief erschien Hilde Root wie eine Tür, vor der sie sechs Wochen lang erwartungsvoll und sehnächtig gestanden und die sich nun aufgetan hatte, um sie alle Herrlichkeiten der Welt sehen zu lassen. An jedem Morgen dieser fünf Tage, die fremdartig und wundervoll mit Einkäufen, Bank- und Konsulatbesuchen ausgefüllt waren, schlug sie bedenklich ihre hübschen, braunen Augen auf, fürchtete einen zerrinnenden Traum und das morgenhungrige Brüllen eines gewohnten Saals voller Säuglinge — und dann lachten die hübschen, braunen Augen. Nun, das taten sie auch sonst oft genug, aber wenn es sich einwandfrei herausgestellt hatte, daß von Träumen keine Rede sei — übrigens auch nicht die geringste Zeit dazu übrigblieb, dann lachten sie noch viel mehr.

Einkäufen dürfen! Geschäftlichkeit kommt durch Übung und, wahrhaftig, Hilde Root hatte keine Übung im Geld-

ausgeben. Sie war anfangs richtig ein bißchen ungeschickt darin. Was sie — ihrerseits militärisch knapp — auf das Inserat hin nach Beira berichtet und was Herrn Richard Dürman neben ihrem Bild so sehr befriedigt hatte, das begriff eine Welt von unsäglich zur Gewohnheit gewordener, täglicher Bescheidenheit in sich: Majorstochter — Waise — Ausbildung als Säuglingschwester. Aber Geldausgeben ist eine Wissenschaft, die sich, bei gleicher Anübung in beiden Fällen, weit leichter lernt, als Geld zu sparen.

Hilde Root sah sehr wohlhabend und sehr reizend aus, als sie in Hamburg an Bord kam und von dem würdevollen Obersteward der „Ersten“ ihrem Kammersteward sozusagen überreicht wurde. Dr. Erich Peters, der daneben stand und zusah, war allerdings im Begriff, sich ein wenig lustig zu machen, denn der Neuling in Reise- und maritimen Dingen guckte ihr aus jeder Bewegung. Aber dann gab er es auf: sie war ganz einfach zu hübsch dazu.

Ja, das fand nicht nur Dr. Erich Peters, der Schiffsarzt, der Blick und viel Übung in diesen Dingen besaß. Es fanden auch der erste und der zweite Offizier, die beiden Ingenieure der Otaviminen und, mehr oder weniger ausdrucksvoll, noch eine ganze Menge anderer Leute. Dr. Erich Peters aber, mit dem Recht des Erstentdeckers, war durch das Wohlwollen des würdigen und maßgebenden Oberstewards Hilde Roots Tischnachbar geworden.

Auch zum Flirten gehört Erfahrung. Hilde Root hatte darin genau so wenig Übung wie im Geldausgeben und es war etwas, was sich nicht so geschwind erlernen ließ.

Sie war sich dessen gar nicht bewußt, daß sie zum Mittelpunkt eines fröhlichen Kreises wurde. Sie wußte nur, daß die Welt wunderschön und groß sei, daß die Sonne an jedem Tag leuchtender schien, und daß alles in unbedingtem Zusammenhang mit den hellblauen, lustigen Augen stand, in die hineinzusehen sie zu jeder Tagesstunde Gelegenheit hatte. —

Der ganze Kreis stand an der Keling, als die Inseln aus dem blauen Wasser tauchten und man an der bergigen Kahlheit von Gran Canaria entlang fuhr. Da wurde viel gelächelt, über mangelnde Palmen, den voraussichtlichen Aufenthalt der unglücklichen Kanarienvögel und zerstörte Illusionen. Die Lust, an Land zu gehen, war gering.

„Wir nehmen allein ein Boot, vertrauen Sie sich meiner Führung an,“ sagte Erich Peters leise.

Sie fuhren hinüber und hinein in die alte Stadt, und wie von einem Zauberstab berührt, wandelte sich das Bild. Da gab es Palmen, Magnolien und goldüberblühende Mimosenbüsche. Es gab schmale spanische und malerische Gassen und einen Markt mit sehr vielen bunten Blumen, dunklen, schönen Frauen und Sonnenschein. Aus der doppeltürmigen Kathedrale schritten Geistliche in violetten Gewändern und rote Chorknaben, und alle die Farben umschloß das blaue Meer. Hilde Root aber hielt die Hand, die sie über ocker-gelbe, zerbröckelte Treppen den Berghang hinaufführte. Sie taumelte — es war wie ein Gefühl von Schwindel vor Schönheit und Glück —

Dann sank die Sonne. Die kurze Dämmerung löschte leuchtende Farben und die Nacht kam. Es war eine Vollmondnacht.

Spanische Märchen klangen in silbernen Tropfen von flachen Dächern, flüsterten auf Treppen und in dunklen, tiefen Torbögen. Vor dem Meer, das — göttlich ziseliertes Metall — die übrige Welt zu füllen schien, wuchsen die Silhouetten zartgefiederter Palmen. Über die Mauer eines Hauses aber, das schmal und voll abligen Hochmuts abseits zwischen Felsen und Schlucht sich verbarg, neigte sich keusch und weiß in traumhafter Röstlichkeit die „Königin der Nacht“.

Erich Peters sagt leise an Hildes Ohr: „Sieh, wie sie blüht. Sie blüht für ihren Liebsten, den vollen Mond . . .“

Als um Mitternacht der Anker in die Höhe raffelte und die Hasenlichter mit rotgoldenen Kringeln sich in des Mondes zarter Spiegelung malten, stand Hilde Root zwischen den andern, die sie wegen ihrer Versunkenheit neckten, wieder an der Keling. Im weißen Gisch der Hedwelle sprühten

Phosphorfunkten auf. Da dachte die kleine Hilde Root, daß sie das große Glück gefunden habe.

Es war ein sehr heimliches Glück, denn — so sagte Dr. Erich Peters — der Bordklatsch sollte nicht daran rühren. Und es dauerte bis Kapstadt.

Mit dem Auftauchen des großen, glatten Fessens wurde Erich Peters merkwürdig gedankensfern. Dann legte der Dampfer an, und an Bord kam die reizende Deutsch-Amerikanerin, die er von der letzten Ausreise her so sehr gut kannte, daß seine neuen Freunde darüber naturgemäß etwas vernachlässigt wurden.

Die netten Ingenieure von den Staviminen waren in Walfischbai von Bord gegangen, die anderen alle hatten sich daran gewöhnt, daß Hilde Root für sie nicht viel zu haben war. Sie hatte Zeit, den Felsen zu grüßen, der so seltsam „das Kap der guten Hoffnung“ hieß, und viele Stunden lang in das unsagbar blaue Wasser zu starren. Oder die Küste vorübergleiten zu sehen, die bizarr und felsig oder freundlich umgrünt, vom Indischen Ozean bespült wird. War die Schönheit der Welt geringer geworden, seit sie sie nicht mehr durch den Spiegel der hellen, blauen Augen sah?

Beira kam — und der kühlfreundliche Abschied. Hilde Root war blaß, und die braunen Augen sahen müde über der blauen Bucht die Tropenstadt wie ein friesisches Fischerdorf liegen.

Da schoß ein Motorboot über das Wasser, schneeweiß wie ein springender Fisch, taderte eifrig und hatte es sehr eilig, an den Dampfer zu kommen. Darin standen Neger in weißen, langen Kanjusen und ein großer, weißer Mann und ein kleines, weißes Mädchen. Das hatte seinen Tropenhelm ins Genick zurückgeschoben, um besser sehen zu können, winkte und schien es noch viel eiliger mit der Ankunft zu haben als das weiße Boot.

Das taderte ans Fallreep, und das kleine Mädchen zog und zog an der Hand des großen, ruhigen Mannes und konnte nicht schnell genug die schwingenden Stufen hinaufklettern, um oben an Deck zu rufen: „Fräulein Hilde! Wo ist mein Fräulein Hilde?“

Hilde Root fing das zappelige Persönchen auf, und ihre Augen hatten das Lachen wieder gelernt, als der große, ruhige Mann dazukam und ihr die Hand reichte. „Sie sehen, wie Sie erwartet werden, Fräulein Root . . .“

Augen, die das Lachen von neuem lernen müssen, sehen aber klarer, als Augen, die es niemals verlernen brauchten.

Der Mensch als Flieger.

Von Dr. W. von Dazur, Lehrer an der Fliegerschule Staaken.



Flugschüler beim Sport vor der Flugzeughalle.

Dem Flugzeugführer ist das Leben der Mitfliegenden und wertvolles Material anvertraut. Dabei stellt die Bedienung eines technisch so hochentwickelten Instrumentes, wie es ein modernes Motorflugzeug ist, seine Beherrschung in allen Flugzuständen und seine Führung durch die Widerstände des Lufterementes an die Person des Führers hohe und vielseitige Anforderungen. Das Durchfliegen weiter Strecken über Land und über See, auch bei Nacht und schlechtem Wetter, verlangt ganz besondere Leistungen. Die Eignung zum Flugzeugführer setzt daher besondere Werte und Fähigkeiten voraus: moralische Werte, geistige Fähigkeiten und

körperliche Tüchtigkeit. — Da das Fliegen nicht immer ohne Gefahr ist, gehört zu ihm vor allem Mut und Unererschrockenheit. Allerdings bestehen über die Gefahren des Fliegens vielfach falsche, übertriebene Vorstellungen. Bei gewissenhafter Beachtung aller Vorschriften und der Grundsätze, die sich aus den bisher gesammelten Erfahrungen ergeben, wird es einem erfahrenen Führer stets möglich sein, das Gefahrenmoment nahezu auszuschalten und auf die verhältnismäßig seltenen Fälle zu beschränken, in denen es sich um Materialfehler oder unvorhergesehene Witterungswidrigkeiten handelt. Darum kann nur moralisch gefestigten, unbedingt zu-

verlässigen Menschen mit ausgesprochenem Verantwortungsgefühl und der Gabe, die Grenzen des eigenen Könnens richtig zu beurteilen, ein Flugzeug anvertraut werden. Andererseits wird es im Dasein des Flugzeugführers auch häufig Augenblicke geben, in denen er sich sagen muß: „Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Zur rechten Zeit Entschlußkraft, Initiative, Schwung, „einen Schuß Sekt im Blut“ — das muß jeder

Flugzeugführer haben; stets besonnen sein, aber wenn der Augenblick es gebietet, stahlhart und dann mit rücksichtslosem Einsatz handeln: ein starkes, aber durch Überlegung gezügeltes Temperament.

Zum Flugzeugführer muß der Mensch auch geistig gut begabt sein. Zunächst ist für ihn selbstverständlich die Fähigkeit, den umfangreichen praktischen und theoretischen Lehrstoff aufzunehmen und sich anzueignen. Dazu gehört nicht nur mechanisches Lernen, sondern verständnisvolles Eindringen in die Materie. Der Flugzeugführer muß, bevor er seinen Beruf ausüben kann, über gründliche Kenntnisse in Flugzeug-, Motoren-, Instrumentenbau, Wetterkunde, Navigation, Luftrecht und gegebenenfalls Funktelegraphie verfügen. Zur Bewältigung dieses Lehrstoffes ist naturgemäß ausreichende allgemeine und fachliche Vorbildung nötig. Ein Flugzeugführer muß auch scharfes Denkvermögen und ein hohes Maß von Geistesgegenwart haben, um jederzeit selbstständig die richtigen Entschlüsse fassen zu können. Ein gesunder Instinkt wird vielfach die Frucht und gleichzeitig eine wertvolle Ergänzung erworbener Kenntnisse und gesammelter Erfahrungen sein.

Schließlich ist eine unerläßliche Voraussetzung für das Fliegen ein gesunder, widerstandsfähiger Körper ohne organische Fehler. Herz und Nerven dürfen niemals versagen. Der Körper muß den schweren Strapazen, die ein längerer Flug, vor allem in großen Höhen oder bei schlechtem Wetter, mit sich bringt, mit Sicherheit gewachsen sein. Eine besonders gute, fehlerfreie Schleiße auf beiden Augen ist unerläßlich; von ihr hängt die Orientierungsmöglichkeit während des Fluges und die Möglichkeit, Landegebiete zu finden und zu beurteilen, ab. Als besondere physische Anlage ist auch „fliegerisches Gefühl“, der Sinn für Gleichgewichtslage und Bewegungen des Flugzeuges, zu werten.

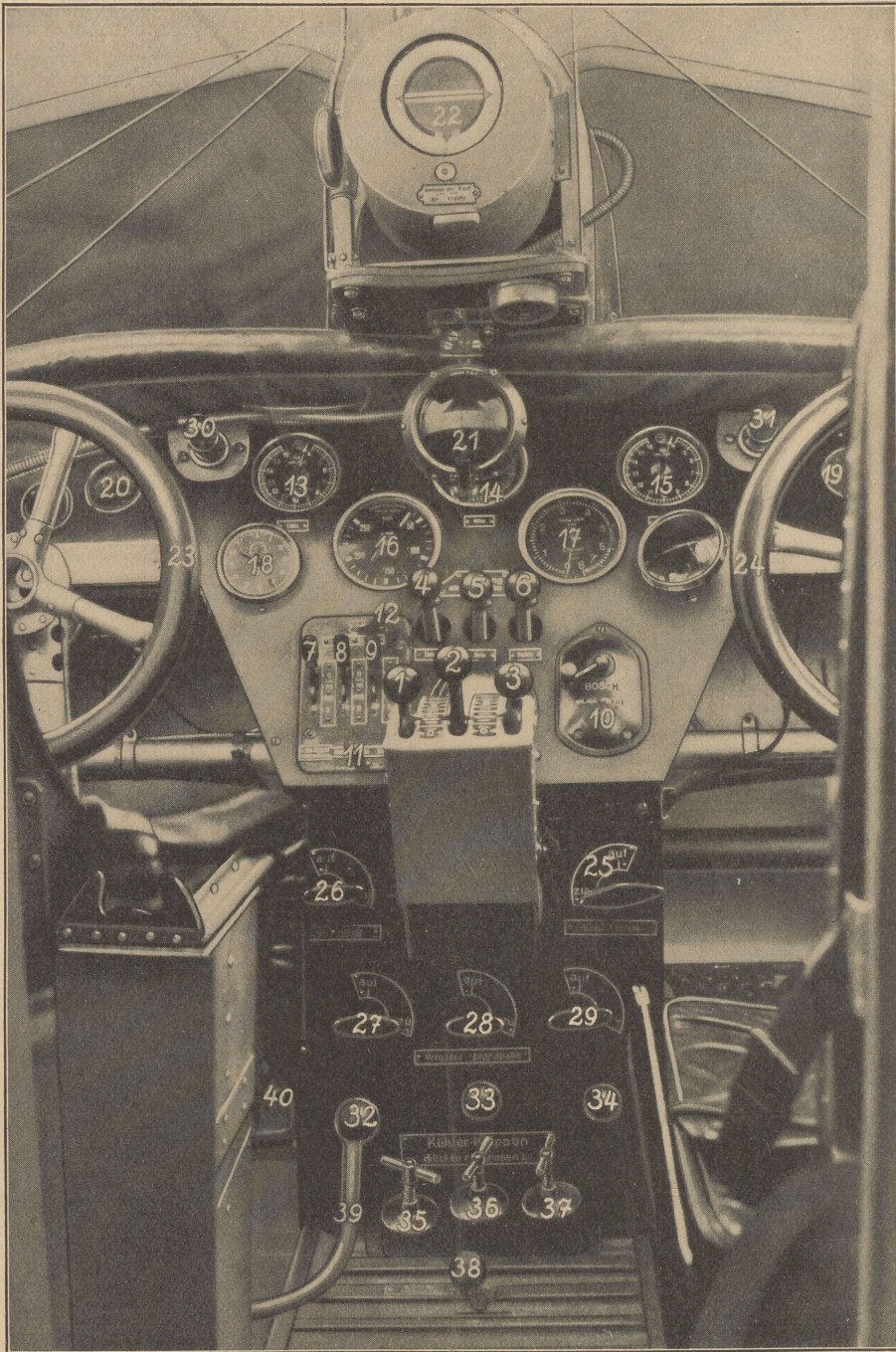
Die Zahl derer, die das Fliegen erlernen oder gar als Lebensberuf ergreifen wollen, ist unendlich groß. Jeder von ihnen glaubt und hofft, daß er besonders geeignet wäre. Leider nur wenige prüfen vorurteilsfrei, ob sie in jeder Beziehung geeignet sind, und verzichten ohne weiteres auf die Durchführung ihrer Pläne, wenn sich herausstellt, daß sie den Anforderungen nicht voll entsprechen. Es hat darum unbedingt sein Gutes, wenn die Fliegerschulen bei dem ungeheuren Andrang auf Grund ihrer Erfahrungen nur die Besten von den Bewerbern auswählen und zur Ausbildung annehmen.

Besonders die Deutsche Verkehrsfliegerschule, die den Erstanflugzeugführern für die Luftverkehrsgesellschaften ausbildet und die jeder Flugschüler besuchen muß, um einen Führerschein für den gewerbmäßigen Luftverkehr zu erwerben, trifft im Bewußtsein ihrer großen Verantwortung eine sorgfältige und scharfe Auswahl. Sie stellt nur solche Bewerber ein, die in jeder Beziehung geeignet erscheinen, und führt die Ausbildung nur der Schüler bis zu Ende durch, deren fliegerische Leistungen und menschliche Eigenschaften zu der Hoffnung berechtigen, daß zuverlässige Führer aus ihnen werden.

Mit zunehmender Erfahrung wächst die Sicherheit und die Fähigkeit, Gefahren zu erkennen und geschickt zu überwinden, mit der Sicherheit das Selbstvertrauen und Zielbewußtsein, durch den Ernst des Berufes die sittliche Reife und der Mannesmut. — Um die Grundlagen zu erhalten, müssen Körper und Geist ständig geschult und gepflegt werden: Stählung des Körpers durch Sport, Schulung des Geistes und Erwerb möglichst reicher fliegerischer Erfahrung, gesun-

des und vernünftiges Leben unter Vermeidung aller Ablenkungen und Ausschweifungen, die Körperkraft und Nerven vorzeitig verbrauchen. Daneben können Körper und Geist auf die Dauer den hohen Anforderungen des Fliegens nur genügen, wenn man ihnen ausreichende Ruhe und Erholung gönnt. Für Entspannung der Nerven, Erhaltung eines ungebrochenen Temperamentes und ungetrübter Stimmung ist stets zu sorgen.

Wie jeder Berufsstand, so hat auch der des Flugzeugführers sein besonderes Gepräge und wirkt sich auf das außerberufliche Leben und die menschliche Entwicklung des einzelnen



Instrumente und Hebel im Führerstand eines dreimotorigen Verkehrsflugzeuges.
(Junters G. 24)

1—3 Gashebel, 4—6 Zündverstellung, 7—9 Magnetischer, 10 Anlafmagnet, 11 Schalter für Anlafmagnet, 12 Zentralschalter für Zündmagnete, 13—15 Tourenzähler, 16 Geschwindigkeitsmesser, 17 Höhenmesser, 18 Zeituhr, 19 Sldruckmesser, 20 einer der drei Kühlwasserthermometer, 21 Kompaß, 22 Kretelneigungsmesser, 23—24 Steuerräder für Quer- und Höhenruder, 25—26 Fallbenzintankhähne, 27—29 Vergaserbrandhähne, 32—34 Kühlerabdeckungen, 35—37 Fettpressen für Wälpumpen, 38 Kühlwasserablaßknopf, 39 Benzinhandpumpe, 40 Fußhebel für Seitenruderbetätigung.

aus. Man muß daher einen Flieger mit anderem Maße messen als Angehörige anderer Berufe. Wo viel Licht ist, wird auch Schatten zu sehen sein.

Die viele frische Luft, in der ein Flugzeugführer meist tätig ist, und die dem Körper allgemein zuträglich Lebensweise sind die Ursache dafür, daß man auf den Flugplätzen meist gesunde, wettergebräunte Gestalten antrifft. Es sind Männer mit Selbstvertrauen und festem Willen. Man kann ihnen ansehen, daß sie unerschrocken, in jäher Arbeit ihren Weg gehen. Den Weg, der ihnen im einzelnen vorgezeichnet wird durch den kategorischen Imperativ der Pflicht. Ihr Leben wird getragen von Idealismus und der Freude an ihrem schönen Berufe, die ihnen oft aus den Augen leuchtet.

In ihr finden sie auch den Lohn für die Tätigkeit, die sie voll in Anspruch nimmt; der materielle Entgelt ist im allgemeinen nicht so hoch, wie die Ausgestandenen denken. Hier und dort trifft man eine Neigung zu Aberglauben an, die sich im Kampfe mit den Naturelementen eingefunden hat und zumeist mit Scherz und etwas Selbstironie zur Schau getragen wird. Das Zusammenleben auf einem Flugplatz besteht in Gedankenaustausch und Erfahrungsaustausch gleichgearteter Berufsgenossen, in Arbeit an der Entwicklung des Einzelnen und des ganzen Flugwesens.

Dabei ist die Gesamtheit befeelt von dem frischen, fröhlichen Fliegergeist, der ihre Erfolge zeitigt und in ernstem Streben und verantwortlicher Pflichterfüllung gipfelt.

Am Klavier und am Pult. Von F. Körner.

Mit fünf Skizzen von Marei Wegel-Schubert.

„Jetzt, Erde, steh' mir fest, du hast noch keinen Größeren getragen!“ ruft Grillparzers König Ottokar auf dem Gipfelpunkt seiner Macht. Wer tut es ihm nach? Die das Glück

Ekstase, oft in einem Scherzwort seinen Gefühlen Luft macht. Liebe, Hingabe spricht aus solch „entflammter“ Karikatur. Kleine Schwächen geißelt sie. Das innerste Wesen berührt sie nicht. Das Heiligtum des Geistes tastet sie nicht an. Wie klein müßte der Künstler sein, der einen gelinden Spott nicht vertrüge.

Ein kleines Erlebnis! Ein Kunstjünger hatte eine Sinfonie geschrieben, brachte sie dem Meister und bat um sein Urteil. Dieser versenkte sich in die dargebotene Arbeit, empfahl dem jungen Musiker, nach acht Tagen wiederzukommen. Er erschien, sein Urteil zu empfangen, mit glühenden Wangen, strahlenden Augen. Da legte der Meister die Stirn in Falten. „In Ihrer Arbeit ist viel Schönes und viel Neues.“ Der Jünger errötete vor stolzer Erwartung. Und der Meister fuhr fort: „Aber leider ist das Schöne nicht neu . . . und das Neue nicht schön.“

Hat Franz Schreker dies Wort gesprochen, der Direktor der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin? Keineswegs, doch könnte er leicht in die Lage kommen. Nein, der Wahrheit die Ehre, Schreker gilt als ein milder Richter. Er folgt den Versuchen der Jugend mit Liebe und sucht sie durch anfeuernde Worte zu stärken. Daß er öfter auch ablehnen, ganz deutlich warnen muß, liegt auf der Hand. Er hat als Komponist selbst Irren und Wirren kennengelernt. Er sah die Pforten vor sich verschlossen. Er mußte

lange pochen, ehe sie aufgetan wurden. Seine Orchesterwerke, seine Opern, insbesondere „Der Schachgräber“, setzten sich glänzend durch. Es kündete sich der Geist des Neuen an, des Neuen, das nicht völlig mit dem Überkommenen brach. So schien er berufen, wie nur einer, als Lehrer die Brücke vom Einst zum Heute zu schlagen.

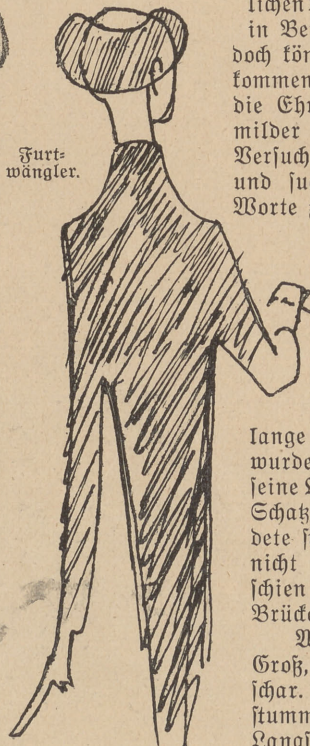
Wilhelm Furtwängler tritt auf den Plan. Groß, schlank, gestrafft steht er vor seiner Musikerschar. Hebt den Stab zur Sinfonie. Alles verstummt. Die tiefste Andacht wartet auf Erlösung. Langsam schwillt die Tonfülle, sie steigert sich, sie überschlägt sich. Furtwängler streckt beschwichtigend die linke Hand entgegen, schleudert den Mittelfinger als Bannstrahl aus. Bei dem Höhepunkt reckt sich der Hüfte. Das Adagio verlangt letzte Hingabe. In Seufzern und Tränen löst sich die Perlenkette der Töne. Man glaubt den Stadmeister weinen zu sehen. Scherzo und Finales geben ihn der Freude wieder. Die Arme zittern in der Luft, die Traktschöbe fliegen, der Kopf bekräftigt den Ansturm. Der Sieg ist errungen. Dem Jubel der Hörerschaft beugt Furtwängler sein Haupt.

In gewissem Kontrast zu Furtwängler steht Schneepoigt, der Dirigent, der aus Nordland stammt. Aus der kühlen Zone kam er in unser Revier. Man staunte, daß aus Finnland und Schweden soviel Musikweiche strömte. Daß die deutsche Kunst den gleichen sicheren Ausdruck fand. Nach



Edwin Fischer.

Furtwängler.



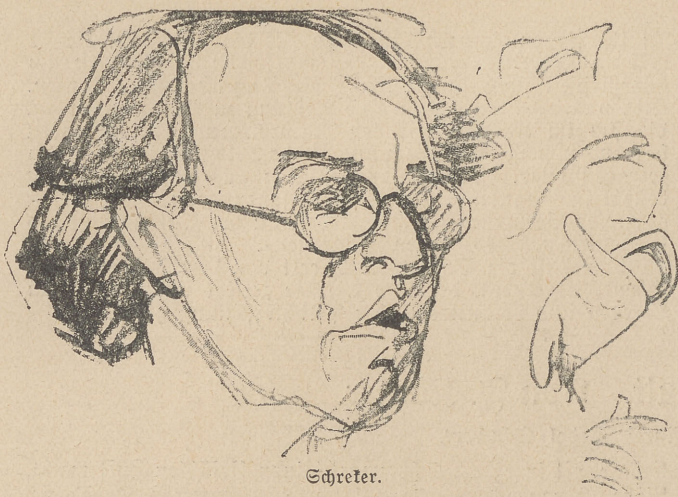
Schneepoigt.

emporgetragen, die die Gunst der Welt errungen, die fühlen sich als die „Großen“ der Erde. Wer durch die Macht der Kunst die Gemüter beherrscht, richtet sein Königreich auf. Welch herrliche Mission, im Lichterglanz des Podiums die Wunder der Musik zu künden! Wie mit geheimnisvollen Kräften Strahlen auszusenden, die Herzen zu erheben, die Sinne zu entflammen!

Fünf Meister führt hier der launische Zufall zusammen. Sie haben das gleiche Ziel: ihrer Kunst Weltgeltung zu erkämpfen. Doch ziehen sie verschiedene Straßen, von verschiedenen Sternen geleitet. Innerlich freilich sind sie über die Weiten verbunden, sich selbst unbewußt, wie in einem Traumland lebend. Fünf ungekrönte Könige im Lande der Tonphantasie! Die Haltung des Kopfes, die Bewegung der Arme und Beine, die Art, sich zu setzen, sich umzudrehen, den Mund zu öffnen, die Nase zu heben . . . hielt der schnelle Zeichnstift fest.

Tiefe, im Grunde glühende Hingabe ist es, die sich mit all den kleinen Wesenseigentümlichkeiten der Künstler beschäftigt! Der Musikfreund beobachtet sie, der Zeichner verleiht ihnen Gestalt. Karikatur . . . Herabsetzung? Im Gegenteil: Höchste Verehrung, Verehrung, die auf dem graden Wege keine Steigerung mehr findet, sucht in der Karikatur einen Ausweg. Wie auch der Künstler selbst, auf dem Höhepunkt der größten

Walter Gieseking.



Schreier.

Jahren erspriesslichen Wirkens zog sich Schneepoigt wieder in die Gefilde seiner Heimat zurück, um dort als Ränder deutscher Kunst und deutscher Ideale unseren Großen zu dienen.

Was entscheidet über die Geltung eines Musikers, der im Mittelpunkt der Öffentlichkeit steht? Der schaffende Künstler ist dem Publikum entrückt. Er arbeitet, fern von dem wilden Getriebe. Wirft Notenköpfe über Notenköpfe

auf das Fünflinien-Papier, stumme Zeichen seiner künstlerischen Erleuchtung. Um sein Werk klingen zu machen, bedarf er des Mittelsmannes, des ausübenden Künstlers. Der schöpferische und der ausübende Musiker gehören zusammen.

Wenn Edwin Fischer sich an den Flügel setzt, versinkt alle Welt um ihn. Er hält Zwiegespräche mit sich selbst. Er prüft sein eigenes Gewissen. Er tritt vor Beethoven, vor Brahms, um ihnen Bekenntnis abzulegen. Er musiziert mit Bach, um seine Seele zu weihen. Er ist Priester. Schönheit, Größe sind sein Ideal.

Ein anderer Klavierapostel ist Walter Gieseking. Er hält Gericht. Er setzt sich mit den Lebenden auseinander. Von Chopin bis Strawinsky regiert er die Tonwelt. Die minutiösesten Klanggrade zaubert er vor das Ohr. Aber auch in Sturm und Wetter jagt er dahin. Er ist nicht auf eine Formel zu bannen. Sein Wille kennt keine Beschränkung. Ein Vollblutmusiker, der durch die Stimme des Klaviers zur Welt spricht.

„... du hast noch keinen Größeren getragen!“ ruft Grillparzers König Ottokar auf der Höhe seiner Macht. Wenn den Großen des Reiches der Töne die Menge begeistert jubelt, mögen ihnen ähnliche Worte nahe sein. Und doch werden sie in den Stunden ihrer Arbeit an sich selbst immer wieder bescheiden, weil sie noch mehr als ihre Hörer wissen, mit welchen Gewalten sie zu ringen haben, wenn sie wirklich Herrscher in den Bezirken des Klanges sein wollen. —

Das böhmische Dörfchen in Neukölln. Von Friedrich Richter.

Der Fremde, der Berlin besucht, kommt selten nach dem Stadtteil Neukölln, dem früheren Rixdorf. Und doch könnte er dort allerlei sehen, nicht bloß einen prachtvollen Untergrundbahnhof mit Rolltreppe, ein stolzes Rathaus und ein verschwenderisches Volksbad. Er würde staunen über vollwimmelnde Straßen, wieder eine Großstadt mit eigenem Gesicht, eine halbe Stunde vor dem Hallschen Tor, ein Viertel der Arbeiter und der kleinen Leute.

Auch vor hundert, vor zweihundert Jahren waren in Rixdorf keine reichen Leute zu Hause. Aber man war zufriedener und freier als heute. Noch heute stehen bescheidene Zeugen dafür in ein paar schlichten Straßen. Wenige Schritte davon donnert der moderne Verkehr. Neubauten bedrohen die kleine Idylle. Viele der Häuschen sind frisch gepußt und bunt bemalt. Immer gibt es an ihnen zu tun. Die Menschen, die sie bewohnen, haben etwas von der alten Ordnung und Tüchtigkeit geerbt. Sie hängen an diesem Winkelglück, trotzdem sie manche Bequemlichkeit vermissen, und sie denken traurig an den Tag, da man sie ausweisen wird. Lange dauert's nicht mehr, und das böhmische Dörfchen ist Erinnerung.

Das böhmische Dörfchen — Friedrich Wilhelm I. hat es 1735 gegründet. „Die dankbaren Nachkommen der hier aufgenommenen Böhmen“ haben ihm ein Denkmal gesetzt. Die Böhmen sind nicht wie die Salzburger in einem großen Zug in die preussischen Lande gekommen, sondern in kleinen Trupps, und das hatte einen politischen Grund. Als sich im August 1732 acht Abgeordnete aus Böhmen bei Friedrich Wilhelm meldeten, ihm die Bedrückung der Protestanten im Lande Hüssens schilderten und ihn fragten, ob er 600 Pro-

testanten aufnehmen wolle, lehnte er mit Rücksicht auf den Kaiser ab: „Dem salzburgischen Bischof schadet's nicht, aber meinem besten Freund, dem Kaiser, wollte ich nit schaden, sollte es all das Meinige kosten.“

Trotz dieser vorsichtigen Ablehnung waren die Böhmen willkommen, wie sie es schon in den zwanziger Jahren gewesen waren, wo die böhmischen Brüder in der südlichen Friedrichs-

stadt angesiedelt wurden. Seit 1732 wurde der Zustrom stärker. Der König überließ ihnen die Bethlehems-Kirche in der Mauerstraße (lange die Böhmisches genannt), und war in jeder Hinsicht bemüht, den neuen Landeskindern alle billigen Wünsche zu erfüllen. Als er sie in Rixdorf ansiedelte, wurden ihnen auch hier Kirche und Schule gebaut.

Dem König lag vor allem daran, Wollweber, Strumpfwirker und ähnliche Handwerker ins Land zu ziehen. Er versprach ihnen Steuer- und Werbefreiheit, Holz zum Bauen und andere Vorteile, und er hielt sein Wort und hat mit Hilfe dieser Fremden, die bald gute Landeskinder wurden, die preussische Wollindustrie mächtig entwickelt. Den auch auf deutschen Reichstagen oft geäußerten Wunsch, die Deutschen möchten sich „in der Kleidung sowohl wie im Essen und Trinken mit denen Gütern

ihrer eigenen Landes vergnügen“, hat der König für sein Land erfüllt, mit Weisheit und Härte. Er hat erreicht, daß namentlich sämtliche Ausrüstungsstücke des Heeres im eigenen Lande hergestellt wurden. Das Lagerhaus in der Klosterstraße sammelte riesige Vorräte von „blauem Königstuch“ und geringerem Zeug und führte die überschüssige aus dem Verkauf an das Potsdamer Waisenhaus ab. Mit dem Galgen wurde bestraft, wer auch nur einen Stein preussischer Wolle



Eine Dorfstraße inmitten der Großstadt Berlin. (Bild Karl Pache.)

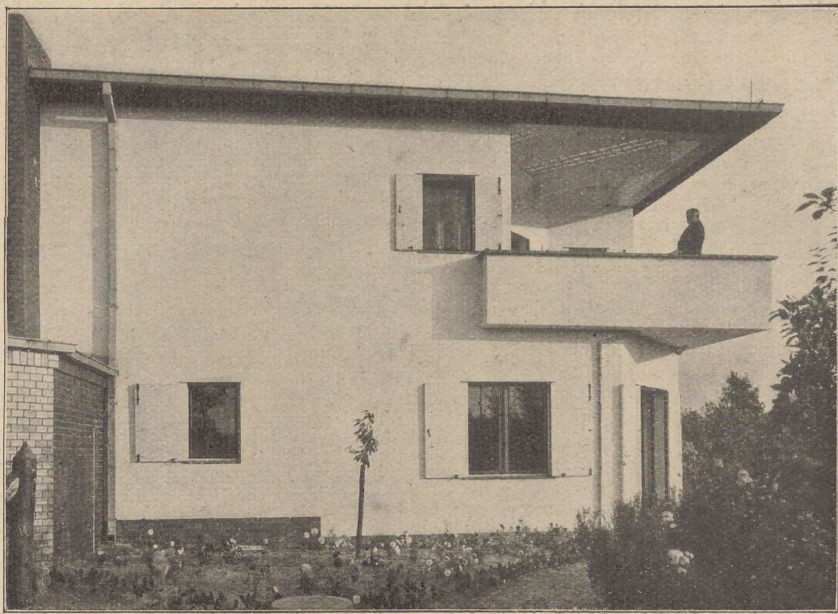


Abb. 4. Die Nordwestseite mit dem großen Balkon im Obergeschoß.

Teil als Schrank (mit Schiebetüren) ausgebaut. Die Schrankplatte ist mit grauem Gummi belegt und ergibt eine ideale Arbeitsstätte, zumal sie durch zwei Ausziehbretter beträchtlich erweitert werden kann.

Daneben ist ein Wand-schränken angebracht, in dem Kochlöffel, Topfdeckel und andere kleine Gerätschaften — das Handwerkszeug der Hausfrau — aufbewahrt werden. Sie sind vom Herd aus bequem mit einem Griff zu erreichen.

Der Küchenschrank zeigt Rolljalouise-Verschluss. Er birgt außer geräumigen Fächern zur beliebigen Verwendung Vorratskästen für Mehl und Zucker, die von oben gefüllt werden, während man ihnen unten beliebige Mengen entnehmen kann. In Porzellanschüben werden die üblichen Kolonialwaren aufbewahrt, ferner sind Abstellfächer für den Eiervorrat, für Tee, Kaffee, Kakao, Melange usw. vorgesehen. Auch dieser Küchenschrank weist zwei große Ausziehbretter auf.

In dieser Küche ist grundsätzlich kein Gegenstand offen aufbewahrt; deshalb macht sie stets einen aufgeräumten Eindruck.

In der Spülküche daneben befindet sich über dem Abwassertisch der Warmwasserbereiter für das ganze Haus, sowie ein herunterklappbares Plättbrett. Das Plättbrett wird durch ein Klapptischchen, auf das die „in Behandlung“ befindliche Wäsche zu liegen kommt, ergänzt. Die Rückwand der Spülküche nimmt ein Büfett ein, das in sehr durchdachter Weise die Verbindung zum Esszimmer herstellt. Das Geschirr wird auf der Esszimmerseite in den Schrank gestellt, um ihm auf der Spülküchenseite entnommen zu werden oder umgekehrt! Zugleich wird das saubere Geschirr dauernd in diesem Büfett aufbewahrt. Da der Esstisch im Speisezimmer unmittelbar vor dem Büfett steht, braucht sich die Hausfrau beim Abdecken nicht von ihrem Platz zu erheben. — Der Esstisch selbst ist rund, seine Platte mit schwarzem Gummi bezogen. Dies ist allerdings ein Punkt, über den sich streiten läßt! Taut denkt an die Ersparnis von Tischtüchern und behauptet, daß das weiße Porzellan, die funkelnden

Gläser auf dem schwarzen Hintergrund ebenso edel wirken, wie auf weißem Linnen. Am Platz der Hausfrau dient ein kleines Fach zur Aufbewahrung von Salzgefäßen, Servietten und ähnlichen kleinen Dingen des täglichen Gebrauchs. Das Tafelsilber ist im Büfett untergebracht. Auf der Seite der Spülküche nehmen die übrigbleibenden Fächer saubere und schmutzige Küchenwäsche auf!

Von der Spülküche führt eine Tür zur Waschküche, die ebenfalls auf erstaunlich kleinem Raum alles zum Vorgang des Wäschewaschens Nötige aufweist: Waschapparat, Spültrog mit zwei Abteilungen, Ausguß, Wringmaschine, Rolle und einen großen, entlüfteten Schrank für die schmutzige Wäsche. Über der Rolle zwei Schubkästen zur Aufbewahrung eines kleinen Vorrats von Seife und Seifenpulver, unter dem Spültrog drei Fächer für die sogenannte „kleine Wäsche“. Durch die Waschküche gelangt man auf den Wirtschaftsgang.

Wie einfach, zweckmäßig und ungeheuer praktisch ist dieses Haus! Welche Lust muß es für die Frau des Hauses sein, in diesen mit leichter Überlegung ausgestalteten Räumen zu arbeiten! Wochten recht viele Architekten davon lernen — im Interesse der Arbeitskraft und der Nerven der Hausfrau.

G. K.-S.

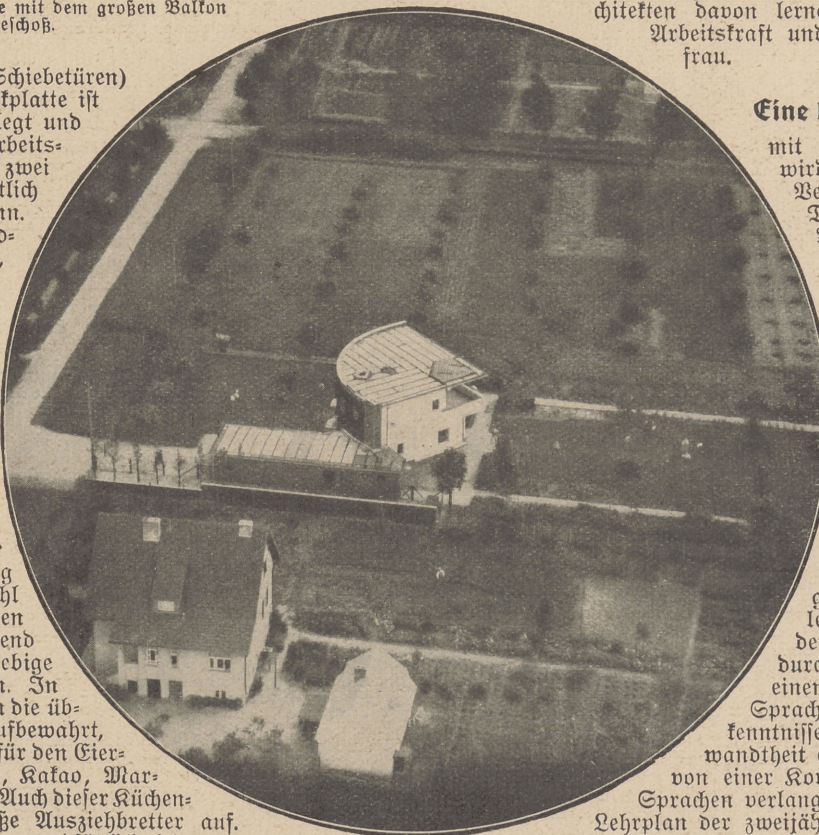


Abb. 5. Das Haus aus der Vogelperspektive.

Eine Höhere Handelsschule

mit zweijährigem Lehrgang wird zu Ostern 1928 im Lette-Berein, Berlin, eingerichtet. Der Lehrgang ist nicht als Aufbau auf die weiterbestehende einjährige Höhere Handelsschule gedacht, sondern soll von vornherein zweijährig geführt werden.

Wir hatten Gelegenheit, in der Stellenvermittlung des Lette-Bereins zu beobachten, daß nach kaufmännischen Hilfskräften mit sehr guten Sprachkenntnissen rege Nachfrage herrscht. Während die im einjährigen Lehrgang vorgebildeten Schülerinnen sonst den Anforderungen der Geschäftswelt durchaus genügen, konnte in einem Jahre in den fremden Sprachen, selbst bei guten Sprachkenntnissen, nicht die große Gewandtheit erreicht werden, die jetzt von einer Korrespondentin für fremde Sprachen verlangt wird. Daher wird im Lehrplan der zweijährigen Höheren Handelsschule der fremdsprachliche Unterricht ganz besondere Berücksichtigung finden.

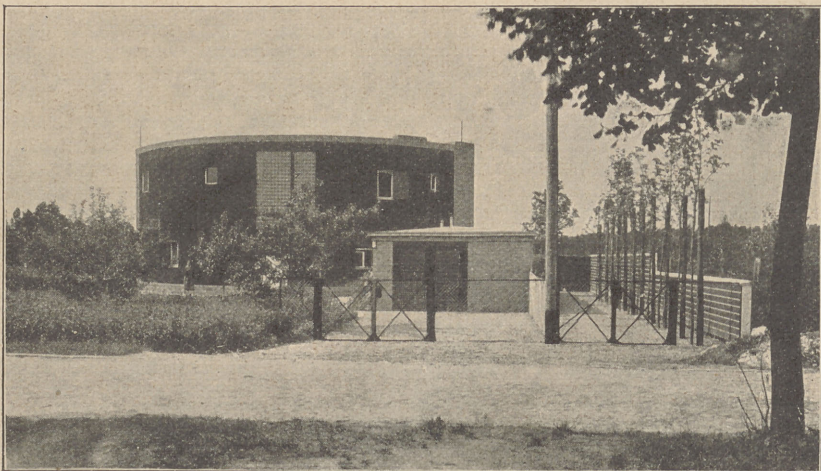


Abb. 6. Vorderfront: Garage und Hühnerhof.

Die dritte Bücherliste des Auslandsbundes deutscher Frauen.

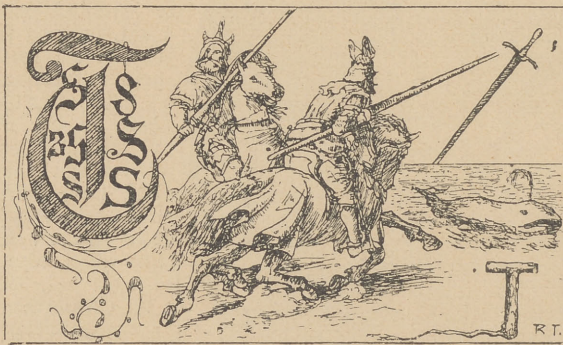
Die Remscheider Werkzeuge werden in der ganzen Welt gebraucht, wer im Urwald rodet oder in Rußland Holz fällt, Sichern und Senfen, Hammer und Feilen gingen und gehen von dieser Stadt aus in die weite Welt, so daß Remscheid vor dem Kriege und noch heute der drittgrößte Exportplatz Deutschlands ist. Da sind auch die deutschen Kaufleute mit ihren Waren herausgegangen und die deutschen Familien. Es gibt kaum eine Remscheider Familie, die nicht zur Hälfte im Auslande tätig ist. Den Zusammenhang mit dem Vaterlande und der Familie daheim bilden im wesentlichen die Frauen; sie sorgen dafür, daß in ihrem Heim im Auslande die deutsche Sprache und Sitte, die Zusammengehörigkeit mit der Heimat nie erlischt, und wenn sie nach einem Leben in der Fremde ihr Alter wieder in Remscheid beschließen, so sind sie es, die Kinder und Enkel dazu anhalten, in der Fremde die deutsche Lektüre, deutsche Sprache und deutsche Kultur zu ehren. So ist es gekommen, daß die Remscheider Frauen in genauer Kenntnis dessen, was die deutsche Kultur im Auslande und das deutsche Heimatgefühl bedroht, die Initiative ergriffen haben, mit den „Bücherlisten des Auslandsbundes deutscher Frauen“ den Weg zur auslandsdeutschen Familie zu suchen und zu finden. Hier sind zum ersten Male die Frauen, die ja im wesentlichen Leserinnen der Bücher sind, auch von ihrem Frauen- und Mutterstandpunkte aus als Kritikerinnen hervorgetreten; sie haben auch zum ersten Male versucht, eine Verbindung zwischen der deutschen Frau und dem deutschen Verleger herzustellen. Darin liegt das Bemerkenswerte der Listen: Sie wollen keine literarische Konkurrenzarbeit tun, aber sie wollen, indem sie nur Bücher empfehlen, die von den Frauen des Auslandsbundes deutscher Frauen

gelesen und empfohlen sind, der deutschen Familie im Auslande eine Lektüre an die Hand geben, die deutsche Geschichte, deutsche Landschaft, deutsche Dichtung vom ersten Kinderlied an allen draußen lieb und wert erhält und die Heimat nicht schlecht macht. Wie sehr diese Listen wirklich dem entsprochen haben, was die deutsche Familie im Auslande ersehnte und brauchte, beweist, daß es kaum eine Weltgegend gibt, aus der sie nicht eingefordert und nachgefragt werden. Wenn Liste 1 in 5000 Exemplaren erschien, so glaubte man, bei Liste 2 trotz stärkerer Nachfrage mit 10000 Exemplaren auszukommen. Sie reichten nicht aus, und nun im dritten Jahre — die Listen sind bisher alljährlich erschienen — kommt die dritte Bücherliste in einer Auflage von 20000. Sie enthält Jugendschriften, Romane und Erzählungen, Volkskundliches, Literaturhistorisches, Naturgeschichtliches und Politisches im Rahmen des für die Familie im Auslande — und auch vielfach in sehr einsamen und fernen Siedlungen Lebenden — Gebotene, ferner Lieder und Gesänge. Im ganzen diesmal an tausend Besprechungen. Sie wird vom Auslandsbund deutscher Frauen und anderen auslandsdeutschen Vereinigungen kostenlos an alle ihnen bekannten auslandsdeutschen Adressen geschickt, zum Teil in Gegenden, die der deutsche Buchhandel überhaupt noch nicht erreichen konnte. Andererseits wird sie auch von den deutschen Auslandsbuchhandlungen neuerdings an ihre Kunden geschickt. Es ist den deutschen Frauen gelungen, mit dieser ungeheuren Arbeit etwas zu erreichen: Nicht nur das Vertrauen zu dieser Bücherliste, sondern auch das Vertrauen zum deutschen Buch, und damit diesem wichtigsten Bionier des deutschen Gedankens und der deutschen Sprache die Wege zu bereiten.

Marie Luise Becker.

Zum Nachdenken

1. Bilderrätsel.



2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: ae — ba — bag — ber — berg — cha — chi — da — da — dad — dom — e — e — e — e — em — er — feu — ge — gen — gi — graph — im — im — in — lau — lau — le — le — le — leigh — ler — ma — man — mar — me — me — mis — mus — na — nas — ne — o — or — phra — ra — ras — re — ri — ro — ro — rock — sau — se — sei — sels — sitz — so — sop — ste — ta — te — u — u — vid — wei sind 28 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Mutter des Perseus, 2. Weinort in Ungarn, 3. Niederschlag, 4. biblischer König, 5. Stamm Israels, 6. Schweizer Dichter, 7. Kartenspiel, 8. Handwerker, 9. deutscher Dichter, 10. Humanist, 11. Baustil, 12. Schafespeariße Gestalt, 13. griechischer Fabeldichter, 14. Ozeaninsel, 15. südamerikanischer Staat, 16. Verkehrs-

letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort aus „Rembrandt als Erzieher“.

3. Geographisches Ordnungs-rätsel.

Aus den Silben: ba — berg — berg — beu — bin — brom — burg — dal — dam — den — der — des — dir — gen — gum — heim — hil — i — kol — lin — lohn — nen — pots — schau — ser — so — son — sten — then — wies ist je eine Stadt der 12 altpreussischen Provinzen zu suchen. Die gefundenen Namen sind in der Reihenfolge: Pommern, Ostpreußen, Hessen-Nassau, Sachsen, Westfalen, Brandenburg, Schlesien, Hannover, Rheinprovinz, Posen, Schlesweg-Holstein, Westpreußen so untereinander zu stellen, daß eine senkrechte Buchstabenreihe den Namen einer bekannten Rheinweinmarke ergibt.

ek.

4.

Wer die Südsee je befahren,
Kennt wohl auch die wunderbaren
Inseln, die man Wort benennt.

Umgestelltes ist indessen
In dem Tanzsaal längst vergessen,
Weil die Mode eilig rennt.

Neuer stellt — zum Ostseestrande
Strebt es durch die Preußenlande
Als ein Strom, den jeder kennt.

sk.

5.

Und trägt du auch ein Wort von Erz,
Gott Gros findet doch dein Herz.
Der kleine Grieche war schon immer,
Wie jedermann bekannt, ein Schlimmer.

Das Umgestellte spricht von jenen,
Die, auch im Lande der Hellenen,
Obwalten menschlichen Geschicken,
Die heimlich-still die Schere zücken.

sk.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 17.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 5. Finger, 7. Kantor, 9. Arras, 11. Kage, 12. Alo, 13. Anna, 14. Kleiber, 16. Lübeck, 19. Koro, 20. Ektis, 21. Lotos, 23. Zange, 25. Mimose, 26. Prater. — Senkrecht: 1. Finale, 2. Gera, 3. Lama, 4. Modena, 6. Gerot, 8. Notar, 10. Siemens, 11. Koblenz, 15. Palmin, 16. Lotto, 17. Kenia, 18. Siegel, 22. Dife, 24. Aare. — 2. Silbenrätsel: Jesuit, Erlau, Diarium, Ehrengab, Regentruhe, Macbeth, Egeria, Notar, Seiler, Christine, Kanon, Aion, Harreter, Matter, Island, Rotborn, Robban, Elster, Heufeland, Alie, Motor, Inerät, Rigoletto, Koller. — Jeder Mensch kann irren; im Irrtum beharren wird nur der Tor. Cicero.

3. Feldherrnhügel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Kobelt in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegf. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingelanter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Bethagen & Klings Inzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Bethagen & Klings) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.